Ausgabe B
mit Königsberger Neue Zeitung

# Ostpreussen-Warte

DAS HEIMATBLATT ALLER OST- UND WESTPREUSSEN

Nummer 2 / Verlagsort Göttingen — Februar 1959 — Einzelpreis 0,50 DM / 10. Jahrgang

# Neusiedler für die deutschen Ostgebiete

## Sowjetisch-polnisches Repatriierungsabkommen verlängert / Erwartungen haben sich nicht erfüllt

**Eine Verlängerung des zwischen Polen und der Sowjetunion bestehenden Repatriierungsabkommens, das Ende des Vorjahres auslaufen sollte, hat sich als notwendig erwiesen. Offiziell ist es bis zum 31. März erweitert worden, doch kann angenommen werden, daß sich die endgültige Abwicklung bis zur Jahresmitte hinziehen wird. Denn es sollen noch rund 35 000 Polen übersiedelt werden, und das dürfte bei der bisherigen Praxis mehr als drei Monate in Anspruch nehmen. Bei dieser Gelegenheit sind auch das erste Mal Gesamtzahlen dieser Repatriierungsaktion bekannt geworden, die allerdings hinter den polnischen Erwartungen zurückbleiben, da seinerzeit von „mehreren Hunderttausend" Polen die Rede war, die das ehemalige Ostpreußen verlassen wollten, und man sich von diesen Heimkehrern eine Art „Endbesiedlung" der unter polnischer Verwaltung stehenden deutschen Ostgebiete versprach.**

Bis Ende 1958 sind 224 000 Polen aus der Sowjetunion repatriiert worden, davon im Vorjahr 87 000. Mit den noch ausstehenden rund 35 000 ergibt sich eine Gesamtsumme von 260 000. Der Versuch, alle Repatrianten nach den deutschen Ostgebieten zu schleusen, hat sich als nicht durchführbar erwiesen, doch soll von den Neuankömmlingen nur etwa ein Viertel in den kongreßpolnischen Gebieten „hängengeblieben" sein und ein weiterer Teil im polnischen Galizien ein Unterkommen gefunden haben. Ein großer Teil der Repatrianten ging auch dann in die Städte, wenn man ihnen Arbeitsplätze und Wohnungen auf dem Lande angeboten hatte. So war das bisherige Ergebnis der Ansetzung von „Neusiedlern" im polnisch verwalteten Teil von Ostpreußen und in den meisten Gebieten von Pommern sehr ernüchternd, zumal die Ostpolen von einer Beschäftigung auf Staatsgütern nichts wissen wollten. Sie scheinen auf diesem Sektor der Landwirtschaft in der Sowjetunion keine erfreulichen Erfahrungen gemacht und bestimmte Vorstellungen von der „neuen Freiheit" in Polen mitgebracht zu haben.

Es erwies sich in der ersten Phase der Umsiedlung für das Warschauer Regime als besonders schwierig, daß die Sowjets in großer Zahl alte und vielfach bereits arbeitsunfähige Polen in Marsch gesetzt hatten, die man fürs erste einmal der sozialen Betreuung der größeren Siedlungen oder aber besonderen Heimen überantworten mußte. Erst im Vorjahr befand sich ein höherer Prozentsatz von arbeitsfähigen Bauern und Landarbeitern unter den Repatrianten. Man erwartet jetzt „noch bessere Transporte", da beim Staatsbesuch Gomulkas in der Sowjetunion den Polen entsprechende Zusagen gemacht worden sein sollen. Auch die Fortsetzung der Repatriierung über den zuerst vereinbarten Termin hinaus wurde beim Gomulkabesuch vereinbart und hat so noch 35 000 Polen die Möglichkeit gegeben, „nach Wunsch" die Sowjetunion verlassen zu können. Ob und wieviele Polen dann noch „zurückbleiben" werden, kann man in Warschau derzeit nicht angeben.

Besonders stark war der Zustrom der Ostpolen nach den schlesischen Städten, ferner nach dem Gebiet von Grünberg und nach der Wojwodschaft Stettin, die neben der Hafenstadt den angrenzenden westlichen Teil von Pommern umfaßt. Mit der technischen Ausrüstung der Betriebe, in denen sie Arbeitsplätze suchten, zeigten sich die Repatrianten sehr wenig oder überhaupt nicht vertraut, da sie in der Sowjetunion zumeist in den kleinen Landgemeinden ohne industrielle Betriebe leben mußten. Auch im Kohlenbergbau, wo man ihnen bereitwillig Arbeitsplätze zuwies, müssen die Ostpolen erst gründlich angelernt werden, doch verhalten sie sich wegen der besseren Verdienstmöglichkeiten sehr arbeitswillig.

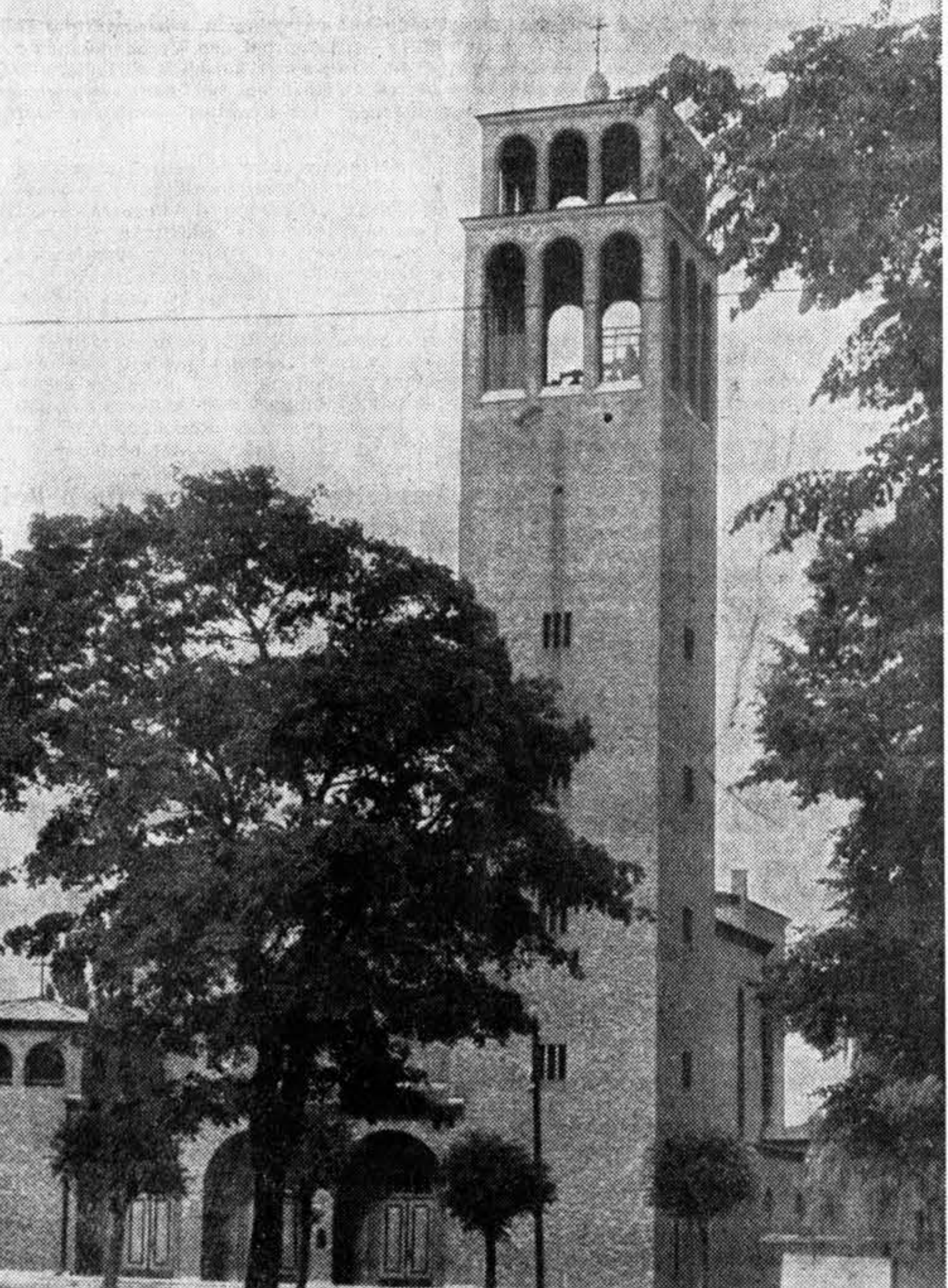
Die umgesiedelten ostpolnischen Stadtbewohner — ihr Prozentsatz ist nicht sehr groß — sind durchweg nach Schlesien gegangen, wo neben Breslau auch Waldenburg und Kattowitz sowie einige Oderstädte dadurch im Vorjahr eine stärkere Bevölkerungszunahme zu verzeichnen hatten. In diesen Städten wurde der Großteil der durch die Umsiedlung der Deutschen freigewordenen Wohnungen den polnischen Repatrianten zugeteilt. In einer Reihe von größeren Siedlungen hat sich jedoch die Wohnungsnot weiter verschärft, so daß die ostpolnischen Heimkehrer als Belastung empfunden werden und sich deshalb nur schwer eingewöhnen können. Da sie deshalb das Bedürfnis zeigen, wieder „weiterzuziehen", dürfte ihre endgültige Seßhaftmachung noch lange Zeit in Anspruch nehmen.

### Gerüchte über Gebietsabtretungen an die DDR

**In Niederschlesien, Pommern und Ostbrandenburg halten sich seit der Rückkehr der polnischen Regierungsdelegation aus Moskau hartnäckige Gerüchte, die von einer Abtretung bestimmter, östlich der Oder und Neiße gelegener Landstriche an die „DDR" wissen wollen. Polen soll — so heißt es — für diese Zugeständnisse hauptsächlich im galizischen Raum entschädigt werden. Der polnischen Bevölkerung in den Distrikten unmittelbar ostwärts der Oder hat sich, wie ostdeutsche Aussiedler, die in den letzten Tagen in Westberlin und in der Bundesrepublik eintrafen, berichten, große Unruhe bemächtigt.**

### „Tannenberg"-Farb-Film

**Auf Grund eines am 10. Januar in Moskau abgeschlossenen Kulturabkommens soll noch in diesem Jahr als polnisch-sowjetische Gemeinschaftsproduktion ein Farbfilm gedreht werden, der die Kämpfe mit dem Deutschen Ritterorden aus polnischer Sicht verherrlicht. Dem Drehbuch liegt der Roman von Henryk Sienkiewicz: „Die Kreuzritter" zugrunde.**



**Dirschau heute ▶**

*Zerstörung und Verfall scheinen an diesem Gotteshaus vorbeigegangen zu sein. Leider zeigt sich dem Besucher nicht überall dieses erfreuliche Bild. Lesen Sie bitte unsere große Reportage auf Seite 3 über das Schicksal der westpreußischen Stadt Dirschau.*

Foto: Schneege

### Gomulka plant Reise durch die Oder-Neiße-Gebiete

Wie aus unterrichteten Kreisen verlautet, wird der erste Sekretär der kommunistischen „Polnischen Vereinigten Arbeiterpartei", Wladyslaw Gomulka, im Frühjahr 1959 eine ausgedehnte Reise durch die polnisch verwalteten Oder-Neiße-Gebiete unternehmen. Gomulka habe sich auf „ständiges Drängen führender Genossen" zu dieser Reise entschlossen, deren hauptsächlicher Zweck es sein solle, „das Gefühl der Verbundenheit zwischen Arbeiterpartei und den Werktätigen in den wiedergewonnenen Gebieten zu stärken".

### „Baltisches Institut" wieder neu entstanden

Das frühere „Baltische Institut" in Danzig, das 1950 geschlossen worden war, ist kürzlich unter seinem alten Namen neu eröffnet worden. Dem Institut wurde die Aufgabe gestellt, historische, wirtschaftliche, soziale Fragen Pommerns und Westpreußens im Hinblick auf eine sogenannte „Abwehr der deutschen wissenschaftlichen revisionistischen Theorien" zu bearbeiten. Die Leitung des Institutes besteht aus einem Direktor und einem wissenschaftlichen Rat, der sich aus 17 Personen zusammensetzt.

### Ostpreußische Dörfer von der Außenwelt abgeschnitten

Aus Berichten des in Allenstein erscheinenden „Glos Olsztynski" geht hervor, daß mit Einbruch des Winters die Verkehrsverbindungen und die Lebensmittelversorgung vieler Ortschaften im ostpreußischen Ermland zusammengebrochen sind. Besonders die Verbindungen der kleineren Orte am Frischen Haff und um Heilsberg zur Aussenwelt sind oft tagelang unterbrochen. Es mangelt an Schneepflügen und Arbeitskräften, die zur Aufrechterhaltung eines auch nur behelfsmäßigen Verkehrs eingesetzt werden müßten. Zahlreiche Schulen wurden geschlossen, viele öffentliche Versorgungsbetriebe haben einen Notdienst eingerichtet. Unterbrechungen in der Strom- und Gasversorgung sind an der Tagesordnung.

### Chinesisches Generalkonsulat in Danzig

In Danzig wurde ein Generalkonsulat Rotchinas eröffnet. Außer dem chinesischen Botschafter in Warschau, Wang Ping Nan, nahmen auch die Vertreter der UdSSR und der europäischen „Volksdemokratien" an der Eröffnung teil. Ein Vertreter der Sowjetzonen-Botschaft in Warschau erklärte aus diesem Anlaß, daß eine jede neue diplomatische Vertretung von „sozialistischen Staaten", wo immer sie errichtet werde, dazu beitrage, „das Weltfriedenslager zu verstärken und dem westdeutschen Militarismus den Weg nach dem Osten zu versperren".

# Immer wieder scharfe Selbstkritik

## Presseberichte als Sündenregister der Behörden / Kommissionen urteilen kaum milder

**Die Verhältnisse in den ehemals deutschen, jetzt unter polnischer Verwaltung stehenden Gebieten sind ein Lieblingsthema der polnischen Presse. Ganz im Gegensatz aber zu den allgemeinen Gepflogenheiten der Journalisten hinter dem „Eisernen Vorhang" überschlagen sich die Berichte nicht in Anerkennung der „sozialistischen Aufbauarbeit". Vielmehr ist der ehemals deutsche Osten ein Lieblingsobjekt oft recht massiver Kritik. Wie die Reporter so lassen auch die verschiedensten Kommissionen, die die betreffenden Gebiete besuchen, keine Gelegenheit aus, den Behörden deutlich zu sagen, wie es in den neugewonnenen Städten und Dörfern aussieht.**

Hier eine Auswahl solcher Berichte, die sämtlich aus polnischen Quellen stammen und die bei aller unserer Anerkennung der offenen Sprache doch schmerzlich nicht nur auf die heute im Westen lebenden Deutschen des Ostens wirken müssen:

Noch dreizehn Jahre nach Kriegsende fallen Kunstdenkmäler der „Dummheit" zum Opfer. Das stellte eine polnische Kommission in Danzig fest. Sie berichtet, daß romanische Kirchen ebenso wie Barockkirchen und auch Synagogen auf Baumaterial „ausgeschlachtet" worden seien.

In Danzig wären zum Beispiel alte Fachwerkhäuser im Werder sowie Kirchen durch Trecker umgelegt worden.

Die polnische Bäderverwaltung gab kürzlich zu, daß alle Pläne, aus Zoppot wieder einen Kurort europäischen Ranges zu machen, mißlungen seien. Der Besuch vor allem von Ausländern sei im vergangenen Sommer gering gewesen, Kritik wird an den Warschauer Ministerien geübt, die viele Hotels für Konferenzzwecke besetzt hielten. Danzig gehörte in deutscher Zeit zu den bestverwalteten Städten des östlichen Deutschland. Heute seien ihre Kanalisationsanlagen, ihre Kläranlagen und Wasserleitungen in einem „hygienisch tragischen Zustand", schreibt die in Danzig erscheinende polnische Zeitung „Dziennik Baltycki". Jeder fünfte Einwohner lebe ohne Kanalisation und Wasseranschluß, weil die im Krieg zerstörten Anlagen noch immer nicht hergestellt wurden.

Die deutschen Gebiete unter polnischer Verwaltung sind in der vergangenen Saison von rund drei Millionen Touristen aufgesucht worden. Es handele sich dabei aber ausschließlich um organisierte Propagandagruppen und Verbände, resumiert die „Dziennik Baltyki".

Die polnische Verwaltung von Ortelsburg will 990 Hektar Ackerland aus deutschem Besitz verkaufen. Die Polen gehen jedoch an solche Besitzverschiebungen nur sehr zögernd heran. Bisher wurden nur 17 Hektar davon verkauft.

### Es bleibt beim Stadium des Planens

Die Wirtschaft innerhalb der „Wojewodschaft" Allenstein bedürfe dringend einer energischen Aktivierung, und zwar müßten sowohl die Produktion gehoben als auch die allgemeinen Kosten gesenkt werden. Diese Forderungen wurden zu Beginn des neuen Jahres in den polnischen, in Ostpreußen erscheinenden Zeitungen sowie im Allensteiner Rundfunk erhoben. An einer Reihe von Beispielen wurde dargelegt, daß besonders die mittleren und größeren Industriebetriebe unrentabel arbeiten. In einem der größten Werke für Beleuchtungsanlagen in Wilkissen bei Lötzen, das auf Grund seiner räumlichen und technischen Voraussetzungen mindestens 750 Arbeiter beschäftigen könnte, seien nur 250 Arbeiter tätig. Die vorhandenen Maschinen seien nur zu 15 bis 35 % ausgelastet. Rohstoffmangel, Planungsfehler und nicht zuletzt das Fehlen von qualifizierten leitenden Kräften ließen befürchten, daß die Schwierigkeiten in absehbarer Zeit nicht zu überwinden seien und daß man aus dem Stadium des Planens nicht herauskomme.

### Deutsche Vergangenheit soll „liquidiert" werden

Eine „schnelle Liquidation" deutscher Namen in den Städten und Gemeinden der seit 1945 unter polnischer Verwaltung stehenden Oder-Neiße-Gebiete haben zahlreiche polnische „Volksnationalräte" in Schlesien, Ostpommern und Ostpreußen für das Jahr 1959 angeordnet, wie die polnische Presse meldet. Es müsse Aufgabe der in den Oder-Neiße-Gebieten neu angesiedelten polnischen Bevölkerung sein, „endlich die falsche deutsche Vergangenheit der polnischen Westgebiete" zu beseitigen.

### Verlassene Gehöfte in Ostpreußen

Im Ermland und in Masuren gibt es zahlreiche Gehöfte, die von den Bewohnern verlassen wurden und nun verfallen. Nicht zuletzt gibt man daran der Tatsache Schuld, daß die Bevölkerung im südlichen Ostpreußen mit allen Artikeln des täglichen Bedarfs außerordentlich schlecht versorgt und das ganze Gebiet von der Regierung vernachlässigt wird. Die in der alten Heimat verbliebenen Deutschen haben sich überdies in großer Zahl zur Umsiedlung nach Westdeutschland gemeldet.

### Dünen fressen sich ins Land

Die Warschauer Zeitschrift „Turysta", Organ der Gesellschaft für Landeskunde und Touristik, beklagt in einem längeren Artikel die „Verwüstung der Ostseeküstenlandschaft". Mangelndes Verständnis der Behörden, das Fehlen von Aufsichtspersonal und nicht zuletzt „die Vernichtungswut von Kurgästen und Sommerfrischlern" hätten einen Zustand herbeigeführt, der ernste Sorgen bereite und energische Gegenmaßnahmen verlange. Über weite Strecken gebe es keine Anpflanzungen mehr, besonders der Strandhafer sei „in der Umgebung der Kurorte systematisch vernichtet" worden, überall hätten sich Dünen tief in das Land hinein ausdehnen können. Die bisher für notwendigste Küstenbefestigungen ausgeworfenen Mittel seien nur „Tropfen auf einen heißen Stein". Hinzu komme, daß Millionenbeträge durch unsachgemäße Ausführung der Arbeiten „nutzlos vertan" worden seien.

## *Flüchtling X*

*Hoch klingt das Lied vom braven Mann, der aus Baden nach Berlin auszog, um ein Flüchtling zu werden. Der Baden-württembergische Landtagsabgeordnete Hoog hat sich als falscher „Flüchtling" in ein Berliner Auffanglager einschleusen lassen.*

*Als Bürgermeister einer kleinen nordbadischen Gemeinde, zu der auch ein Flüchtlingslager gehört, wollte er das Aufnahmeverfahren aus eigener Anschauung kennenlernen.*

*Was der Abgeordnete dort als „Flüchtling X" erlebt hat, läßt sich schlecht mit den zur selben Zeit veröffentlichten amtlichen Berichten vereinbaren. Er sei, so berichtete Hoog vor dem Landesjugendring in Stuttgart, über die katastrophalen Verhältnisse im Lager entsetzt gewesen. Man habe ihn miserabel behandelt. Erst als er sich zu erkennen gegeben habe, sei man auf einmal höflich und rücksichtsvoll geworden.*

*Auch im Landesparlament haben die Erfahrungen des „Flüchtlings X" offenbar Eindruck gemacht. Abgeordnete aller Fraktionen haben die Regierung gefragt, was sie zur Verbesserung und Verkürzung der Lageraufenthalte zu tun gedenke.*

## Erfreuliche polnische Stimme

**In einer in der amerika-polnischen Presse erschienenen Betrachtung über die Geschichte der Marienburg ermahnt der exilpolnische Publizist Stanislaw Sopicki die polnischen Verwaltungsbehörden in den Oder-Neiße-Gebieten, die zivilisatorischen und kulturellen Leistungen des Ritterordens und seiner Nachfolger zu schützen und zu pflegen. Stanislaw Sopicki schreibt: „Die Epoche der Kreuzritter ist schon vor mehreren Jahrhunderten unwiderbringlich zu Ende gegangen. Aber nach ihnen und ihren Nachfolgern ist eine Menge Denkmäler aus einer mehrere Jahrhunderte langen zivilisatorischen Arbeit übriggebliebenen: Kirchen, Schlösser, Rathäuser. Man muß sie schützen und in Ehren halten."**

### Ferntrauung in Allenstein

Vor dem Standesbeamten in Allenstein (Ostpreußen) wurde eine Ferntrauung zwischen einer in Allenstein lebenden Deutschen und einem Bürger der Bundesrepublik geschlossen. Den Bräutigam vertrat im Standesamt ein Bevollmächtigter.

### Das Haff bedrängt Preil

In Preil auf der Kuhrischen Nehrung hat sich das Haff bereits so nahe an die Häuser des Ortes herangenagt, daß mit einer Unterspülung der Ortschaft in Kürze zu rechnen ist.

### Protest gegen Zwangsumsiedlung

Wie aus zuverlässiger Quelle verlautet, kam es bei der Ankunft polnischer Zwangsumsiedler aus der Gegend von Radom in Goldap (Ostpr.) zu Unruhen. Die polnischen Bauern weigerten sich, aus dem Zuge zu steigen und proklamierten einen „Sitzstreik", um damit gegen die Verschleppung aus ihrer Heimat zu protestieren. Die eingesetzte Bürgermiliz konnte wohl die Ruhe wieder herstellen, der größte Teil der Demonstranten setzte jedoch seine Heimführung nach Radom durch.

### Wormditt vernachlässigt

Die Stadt Wormditt in Ostpreußen bietet, einem polnischen Bericht zufolge, „nicht gerade erfreuliche" Aspekte. Während das im Krieg schwer zerstörte Braunsberg Kreisstadt geworden ist, konnten in Wormditt nicht einmal die nur wenig beschädigten, zum Teil historischen Gebäude erhalten werden. Seit Oktober 1956 sind lediglich zwei Häuser gebaut worden.

**OSTPREUSSEN-WARTE**
**Heimatblatt aller Ost- und Westpreußen**

Schriftleitung: E. Knobloch. Verlag: Elchland-Verlag, Göttingen, Maschmühlenweg 8/10, Postfach. Bankverbindung: Städtische Sparkasse Göttingen Kto.-Nr. 1032, Postscheckkonto Hannover 126 725, J. Guttenberger, Braunschweig

Die Ostpreußen-Warte Ausgabe A — Allgemeine Ausgabe, Ausgabe B — mit Königsberger Neue Zeitung, Ausgabe C — mit Neue Ermländische Zeitung — erscheint einmal im Monat. Bezugspreis: vierteljährlich DM 1.50 zuzügl. 9 Pfg. Zustellgebühr. Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder seinen Initialen gezeichnet sind, stellen die Meinung des Autors dar, nicht unbedingt die Meinung des Verlages und der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keinerlei Haftung, in Fällen höherer Gewalt oder Störung kein Ersatzanspruch.

Anzeigenverwaltung: Annoncenexpedition Salnajs & Marquardt, Wolfenbüttel, Karlstraße 22. Tel.: 37 68, Postscheckkonto: Hannover 57088. Druck: Göttinger Druckerei- und Verlagsgesellschaft mbH., Göttingen, Maschmühlenweg 8/10

# DDR-Wirtschaftshilfe für Oder-Neiße-Gebiete

## Sowjetzonale Delegation über die Verhältnisse „erstaunt und erschüttert"

**Wie bekannt wird, ist die Sowjetzonenregierung fest entschlossen, wirtschaftliche Hilfsmaßnahmen in den Oder-Neiße-Gebieten auszuführen, nachdem bei den Verhandlungen zwischen Mitgliedern der Warschauer Regierung und der Ostberliner Partei- und Regierungsdelegation die Verhältnisse in den polnisch verwalteten Ostgebieten bei den sowjetzonalen Delegationsmitgliedern mit „Erstaunen und Erschütterung" zur Kenntnis genommen worden seien.**

Wie aus Ostberlin verlautet, steht nunmehr fest, daß vor allem die Industrie Schlesiens sowie die Häfen Stettin und Danzig sowjetzonale Wirtschaftshilfe erhalten sollen. Zur Lage in der schlesischen Industrie erklärten sowjetzonale Industriesachverständige, daß der Prozentsatz des „Ausschusses" dort um 60 bis 70 Prozent höher liege als in der Sowjetzone.

Über die Lebensbedingungen in den Oder-Neiße-Gebieten äußerten sich sowjetzonale Regierungsbeamte dahingehend, daß das Warenangebot weitaus niedriger sei als selbst in den schlechter versorgten Teilen der Sowjetzone. Äußerungen der Ostberliner Regierungsbeamten war zu entnehmen, daß die sowjetzonale „Wirtschaftsspritze" für die polnisch verwalteten Oder-Neiße-Gebiete „auf weite Sicht geplant ist und zu gegebener Zeit erfolgt".

### Brotfabriken versagten

Die „Kaliningradskaja Prawda" wies in einem ausführlichen Artikel auf die „vorhandenen ernsthaften Mängel" in der Lebensmittelindustrie Nord-Ostpreußens hin. Viele Betriebe würden mit den ihnen gestellten Aufgaben nicht fertig. Im einzelnen zählte die Zeitung die folgenden Werke auf, die der „Gebiets-Nahrungsmittel-Industrie" angehören und bei der Produktion zurückgeblieben sind: eine Brotfabrik „Nr. 3" in Königsberg, ein „Brotkombinat" und das „Städtische Nahrungsmittel-Kombinat" in Tilsit, die Brotfabriken in Insterburg, Tapiau und Labiau sowie die „Butterfabriken" in Ludwigsort, Kreis Heiligenbeil.

Trotz einer kürzlich durchgeführten Tagung, auf der scharfe Kritik geübt worden sei, habe sich die Lage „kaum verändert". Abschließend weist die Zeitung auch auf die Königsberger „Fleischkombinate" und Molkereibetriebe hin, bei denen die gleiche Rückständigkeit hinsichtlich Produktion und Qualität bestünde.

### Impfattest für Reisen nach Polen

Die polnischen Behörden verlangen künftig für die Einreise nach Polen ein ärztliches Impfattest. Nach einer Mitteilung der Konsularabteilung der polnischen Militärmission in Berlin muß aus dem Attest zu ersehen sein, daß der Reisende in den letzten drei Jahren gegen die schwarzen Pocken geimpft worden ist. Das Impfzeugnis muß beim Reiseantritt mindestens zwei Wochen alt sein. Anträge auf Visa ohne beigefügtes Attest werden gegenwärtig nicht bearbeitet.

# 90 Prozent der Kulturdenkmäler verfallen

Eine am Jahresbeginn in Allenstein abgehaltene „Gesamtpolnische Beratung", die von polnischen Beamten als „Sonderkonferenz" bezeichnet wurde, hat — wie selbst die volkspolnische Presse in ihren Berichten nicht verschweigen kann — erschreckende Einzelheiten über den Verfall der Kulturbauten und Denkmäler in Ermland und Masuren deutlich werden lassen. Tagungsteilnehmer erklärten nach Abschluß der Sonderkonferenz, daß die „fast unersetzlichen Verluste an den kulturhistorischen Bauten seit Kriegsende — und nur zum Teil durch direkte Kriegseinwirkung — in Ermland und Masuren aufgetreten sind". Es sei festgestellt worden, „daß die Verwüstungen noch immer weiter betrieben werden". Es gebe keine staatliche Dienststelle, die bisher den Verfalls-„Prozeß" habe aufhalten können. Unter anderem sei ermittelt worden, daß die aus dem Abriß von zahlreichen unter Denkmalsschutz stehenden Bauten gewonnenen Bausteine „einfach zur Straßenausbesserung" verwendet wurden. Auch die „illegalen Ziegelschieber" in Ermland und Masuren hätten dieses „billige Baumaterial" verschoben.

Nach Ansicht von Konferenzteilnehmern sind 90 Prozent der Denkmäler und kulturhistorisch wertvollen Bauten in Ermland und Masuren vom Verfall bedroht. Von ihnen seien „mit absoluter Gewißheit" nur noch 40 Prozent zu retten, sodaß mit einem Verlust von 50 Prozent gerechnet werden müsse.

### Deutsche Doktor-Titel anerkannt

Im Polnischen Gesetzblatt (Dziennik Ustaw) wurde eine Verordnung des Warschauer Hochschulministeriums veröffentlicht, die Klarheit über die Anerkennung bzw. Führung von akademischen Titeln schafft. Dieser Verordnung zufolge werden in der Volksrepublik Polen alle vor dem 9. Mai 1945 von polnischen und deutschen Staatsbürgern an deutschen Hochschulen erworbenen Titel anerkannt. Eine Ausnahme bilden lediglich medizinische Doktortitel, die nach dem 1. Sept. 1939 auf Grund eines verkürzten Studiums erworben wurden.

# PRESSESPIEGEL

### Ost-West-Konferenz

„Ein Ergebnis der Mikojan-Reise steht jenseits von Spekulationen fest: Das Ultimatum gilt als aus der Welt geschafft. Damit besteht kein Hindernis mehr für eine baldige Ost-West-Konferenz."

*„Die Welt", Hamburg*

### Politik der dritten Kraft

„Kommt es wegen Berlin nicht zum Kriege, so besteht kein Zweifel, daß Chruschtschow sein ersehntes Ziel, nämlich Gipfelverhandlungen, erreichen wird. Aus diesen Verhandlungen dürfte sich dann mit ziemlicher Sicherheit der Rückzug aller fremden Truppen aus beiden Teilen Deutschlands und die Errichtung eines wiedervereinigten entwaffneten Deutschlands ergeben.

Diese Entwicklung liegt in unserm Streben, denn sie legt den Kern einer europäischen Politik der dritten Kraft. Wären wir Europäer weitsichtig und tatkräftig gewesen, so hätten wir mit Dr. Schweitzer aus eigener Kraft und mit weniger Kriegsgefahr längst zu diesem Ergebnis kommen können. Die Männer, die den nun mit ungeheurer Geschwindigkeit auf uns zukommenden Ereignissen zuvorkommen wollten, waren aber nicht zahlreich genug, um erfolgreich sein zu können."

*„Voix d'Alsace", Straßburg*

### Klärung deutsch-polnischer Verhältnisse

„Wie bei den anderen Völkern auch, liegen bei uns Deutschen die Vorzüge und die weniger guten Eigenschaften dicht beieinander. Zum letzteren zählt ein oft erstaunlicher Mangel an Nationalbewußtsein, der nicht selten zu wilden Pendelschlägen in der Politik führt. Das eine Extrem war der zügellose Nationalismus Hitlers, das andere wäre die nationale Selbstentmannung. Echtes Europäertum ohne Nationalbewußtsein ist undenkbar. Auch in der Frage der deutschen Ostgebiete müssen die Ströme des nationalen Bekenntnisses und der europäischen Gesinnung ineinanderfließen. Seit dem Kriegsende sagen wir den Polen, wie schwer wir uns an ihnen versündigt haben. Es will scheinen, wir haben es einmal zu oft gesagt. Dort ist nämlich das Gefühl vorherrschend, wonach es nur eine polnische Tragödie und eine deutsche Schuld gibt. Die verlotterten deutschen Ostgebiete und die Millionen Heimatvertriebener legen hierfür Zeugnis ab. Eine Klärung des deutsch-polnischen Verhältnisses und das Werden Europas kann es nur geben, wenn diesen Tatsachen Rechnung getragen wird."

*„Die Brücke", München*

### Alternative: Neutrales Deutschland

„Die Bedingungen, die die Sowjets bisher immer als Preis für die Wiedervereinigung gestellt haben, sind ebenso übertrieben gewesen wie die Bedingungen des Westens. Es kann jedoch nicht geleugnet werden, daß sich die Westmächte nicht ernsthaft angestrengt haben, die Wiedervereinigung Deutschlands herbeizuführen, weil sie sich an den Glauben geklammert haben, daß ganz Deutschland mit dem westlichen Verteidigungssystem verschmiedet und entweder direkt oder indirekt mit Kernwaffen ausgerüstet werden muß. Das ist etwas, was keine sowjetische Regierung zugestehen könnte. Die Alternative und die richtige Politik ist, zu versuchen, Deutschland durch ein Sich-voneinander-Absetzen (Disengagement) der Streitkräfte der Sowjetunion und des Westens und durch die Errichtung eines neutralen Staates wiederzuvereinigen, der sowohl außerhalb der NATO als auch des Warschauer Paktes stehen würde. Ein derartiges Deutschland müßte genügend Waffen haben, um sich selbst zu verteidigen. Kernwaffen aber würden ihm ausdrücklich nicht erlaubt. Deutschland würde weder eine Bedrohung für die Sowjets noch für den Westen sein. Es ist völlig klar, daß eine derartige Politik ihre Gefahren und Schwierigkeiten haben würde. Aber welche Politik hätte das nicht?" b

*The Observer, London*

### Nur Realitäten zählen

„In der gegenwärtigen Krise um Berlin wird auch die Bundesregierung nicht umhin können, ihre bisherige Politik einer ernsten Prüfung zu unterziehen. Wir sind nicht der Meinung, daß die Sowjets durch eilfertige Zugeständnisse milder zu stimmen wären. Bei ihnen zählen nur die Realitäten. Ob diese Realitäten aber in atomaren Waffen bestehen müssen, ist eine Frage. Zumindest wäre sie so zu stellen, ob der Verzicht auf Atomwaffen nicht ebenfalls eine Realität sein könnte, wenn man darauf ausgeht, mit ihm politische Zugeständnisse des Ostens einzutauschen."

*„Westdeutsche Rundschau", Wuppertal*

## Eigentumsrückgabe mit Vorbehalt

Die polnischen Behörden wollen in den nächsten Wochen an diejenigen Deutschen beschlagnahmtes Eigentum zurückgeben, die gegenüber den polnischen Behören erklärt haben, daß sie weiterhin in den „polnischen Westgebieten" verbleiben und nicht in die Bundesrepublik umsiedeln werden.

Das berichten deutsche Umsiedler, die jetzt aus den polnisch verwalteten Oder-Neiße-Gebieten in die Sowjetzone gekommen sind. Ferner sollen diejenigen Deutschen ihr nach 1945 beschlagnahmtes Eigentum zurückerhalten, die seit Mai 1958 einen Paß von der Sowjetzonen-Botschaft in Warschau oder vom sowjetzonalen Konsulat in Breslau auf Antrag ausgestellt erhielten.

Wie die Umsiedler berichten, haben polnische Verwaltungsfunktionäre im Auftrage der örtlichen Nationalräte erklärt, die Rückgabe des beschlagnahmten Eigentums solle den verbliebenen Deutschen wieder das Heimatgefühl zurückgeben. Wo eine Rückgabe nicht mehr möglich sei, wolle der polnische Staat für eine finanzielle Entschädigung sorgen. Hauptzweck der Rückgabeaktion sei es, das Handwerk in den Oder-Neiße-Gebieten auszubauen.

# Dirschau heute – Stadt ohne Gesicht

## Städtischer Charakter geht verloren / Schnee verdeckt den Verfall

Die westpreußische Stadt Dirschau ist in letzter Zeit verschiedentlich in den Lokalsendungen von Radio Danzig erwähnt worden. In der „Woiwodschafts-Hauptstadt" macht man sich Sorgen über diese Stadt, die einstmals wegen ihrer wichtigen Industriebetriebe und Verkehrseinrichtungen eine große Bedeutung im östlichen Teil Europas hatte. Jetzt aber kritisierte ein Kommentator in Danzig, „daß wir in Dirschau eine Verwaltung ausüben, als ob es sich nur um irgendeine bedeutungslose und für das Wirtschaftsleben unwichtige Kleinstadt handle. Zumindest müssen wir jedoch versuchen, Dirschau wieder zu beleben, wie wir es zwischen den beiden Weltkriegen getan haben".

Ja, damals! Zu jener Zeit baute Polen Gdingen als Konkurrenzhafen für Danzig aus. Auch Dirschau, das seit 1919 in „Tczew" umbenannt worden ist, profitierte davon. Heute müsste die Stadt eigentlich einen noch größeren Aufschwung zu verzeichnen haben, weil bis zu Gomulkas Machtantritt der Aufbau der „Sozialistischen Dreistadt Danzig-Gdingen-Zoppot" betrieben wurde und seit 1956 das Danziger Gebiet nach wie vor zu den industriellen Schwerpunkten des polnischen Machtbereiches gehört.

### Wirtschaftliche Auszehrung

Doch die Aufbauanstrengungen in der Danziger Bucht sind spurlos an Dirschau vorübergegangen. Die Stadt ist lediglich Durchgangsstation für unzählige Güterzüge. Einer der schwersten Fehler, die die Dirschauer Stadtverwaltung begangen hat, besteht darin, daß sie es versäumte, die Dirschauer Maschinenindustrie an dem industriellen Ausbau und Wiederaufbau von Gdingen und Danzig zu beteiligen. Ohne weiteres wäre es möglich gewesen, diesen Industriezweig zu erweitern und auf die Bedürfnisse von Werften usw. abzustellen. Doch nichts dergleichen ist geschehen.

Bis heute hat man die Maschinenindustrie Dirschaus nicht dem Aufbau in den Hafenstädten angeglichen. Als der Zeitpunkt verpaßt war, war auch gleichzeitig alles verloren. Inzwischen konzentrierten die Warschauer Industrie-Ministerien die Kapazität gänzlich auf die beiden Hafenstädte — für Dirschau blieb nichts mehr übrig. Die Bevorzugung der „Dreistadt" höhlte so die wirtschaftlichen Fundamente Dirschaus aus. Mit Sondervollmachten ausgestattete Funktionäre erschienen aus Danzig und setzten es durch, daß sogar industrielle Einrichtungen Dirschaus nach Gdingen überführt wurden. Gleichzeitig begann man damit, Arbeitskräfte aus Dirschau abzuwerben. Heute lebt und arbeitet der größte Teil der Dirschauer Facharbeiter in den beiden Hafenstädten! Von dieser Auszehrung, die auch andere Wirtschaftszweige erfaßte, hat sich die Stadt bis heute nicht erholen können.

### Fehlgegangener Neubeginn

Eine kleine Chance zur Wiederbelebung Dirschaus ergab sich im Winter 1956/57. Damals erkannten Wirtschaftsspezialisten in Warschau, daß die Konzentrierung aller Kapazität dieses Gebietes in Gdingen und Danzig ungesund sei und daß man Dirschau helfen müsse. In jenem Winter vor zwei Jahren wurden Pläne aufgestellt, die die Politik der Benachteiligung aufheben und Dirschau wieder zu einer eigenen Industrie verhelfen sollten. Doch diese Vorhaben scheiterten schließlich an zweierlei: der starren Haltung der Danziger Wojewodschaftsregierung und der industriellen Ohnmacht Polens, das nicht die Kraft hatte, in Dirschau neue Investionen vorzunehmen. So ist schließlich wieder einmal alles beim alten geblieben, obwohl die Einsichtigen wissen, daß der ohne Rücksicht auf die Umgebung vorangetriebene Aufbau von Schwerpunkten zur Auszehrung der Randstädte führen muß. Zu den Opfern, die Polen bringt, um in den beiden großen Hafenstädten stark zu werden, gehört unter anderem auch Dirschau — ein teurer Preis!

Man schüttelt den Kopf, wenn man sich heute ansieht, wovon die Menschen in Dirschau leben. Man kann die Erwerbstätigkeit der Bevölkerung in zwei Gruppen aufteilen. Da ist einmal die Gruppe, die täglich die etwa dreißig Kilometer nach Danzig bzw. die fünfzig Kilometer nach Gdingen zur Arbeit fährt. Und zum anderen gibt es die Gruppe, die sich jeden Tag von Dirschau als Bauern oder Landarbeiter auf die die Stadt umgebenden Dörfer begibt. Hier wird schon ersichtlich, wie sehr sich die Verhältnisse gegenüber früher geändert haben!

Dirschau gibt seinen rund 24 000 Einwohnern so wenig Arbeit, daß sie sie in weitem Umkreis suchen müssen. Viele Menschen wären längst nach Gdingen oder Danzig umgesiedelt, wenn dort die Wohnungsnot nicht so groß wäre. Da jedoch keine Wohnungen zu haben sind, geht jeden Tag viel Zeit mit Eisenbahnfahrten verloren. Manche Familienväter schlafen in den Werften und Fabriken der beiden Hafenstädte, um die tägliche Reise zu umgehen. Sie kehren erst am Wochenende nach Dirschau zurück. Radio Danzig meldete dazu: „Wer in den Arbeiterzügen von Dirschau nach Gdingen fährt, der braucht nicht mehr selbst zu überlegen, was hier falsch gemacht wurde. Er braucht nur den Arbeitern bei ihren Gesprächen zuzuhören, um Bescheid zu wissen."

### Dörfliche Entwicklung

Der Niedergang der einheimischen Industrie, die Abwanderung der Spezialisten und die auswärtigen Arbeitsstellen der verbliebenen Industriearbeiter waren der erste Schritt Dirschaus auf dörfliche Verhältnisse! Der zweite bestand darin, daß in Ermangelung anderer Arbeitsstellen die nicht in Gdingen und Danzig beschäftigten Menschen vom Arbeitsamt zur Landwirtschaft abkommandiert wurden. Jeden Morgen kann man in Dirschau viele Einwohner beobachten, wie sie zu Fuß, per Rad, mit der Bahn oder mit Bussen den Dörfern in der Umgebung zustreben. Wer kein Talent oder keine Neigung zu Schwarzhandel oder Kriminalität hat (was beides in Dirschau stark vertreten ist) und nicht in die Hafenstädte fährt, muß in der Landwirtschaft sein Auskommen suchen.

Außerdem ist Dirschau auch heute von einer nicht geringen Zahl von Bauern bewohnt, die vor den Toren der Stadt ihre Felder haben oder zugewiesen erhielten. Durchwandert man Dirschau heute, so hat man oft den Eindruck einer Ackerbürgerstadt! In vielen Villen und Einzelhäusern und sogar in Wohngebäuden haben sich Kleinbauern eingerichtet. Vorgärten wurden zu Hofplätzen oder zu Misthaufen! Allerlei Vieh kann man in der warmen Jahreszeit auf den Straßen beobachten.

Auch die vielen jetzt in der Stadt lebenden Landarbeiter, die auf den staatlichen Gütern der umliegenden Dörfer beschäftigt sind, halten sich Vieh. Dirschau trägt auch die so makabren Züge der polnischen Siedlung in unseren Städten: Parterrewohnungen sind zu Viehställen geworden; Klein- und Federvieh wird sogar in den Etagenwohnungen gehalten, und die Häuser wurden vielfach verändert, um den Bedürfnisses eines Landwirtes gerecht zu werden. Das Dorf also hat Einzug in die Stadt Dirschau gehalten! Dort vollzieht sich eine Rückentwicklung, wie wir sie uns kaum vorstellen können. Was Jahrhunderte organisch gewachsen ist und was sich immer weiter entwickelte, ist nun in wenigen Jahren erst zum Stillstand gebracht und dann vernichtet worden. Streng genommen kann man heute bereits von einer Stadt Dirschau nicht mehr sprechen. Vielmehr ist Dirschau zu einem Mischmasch mit städtischen und dörflichen Elementen bzw. Zügen geworden. Jahr für Jahr geht die Entwicklung leider weiter in Richtung auf dörfliche Verhältnisse zu.

### Grasbewachsene Bürgersteige — mitleidiger Schnee

Der Schnee des Winters 1959 ist mitleidig. Er deckt vieles zu, was einen Besucher sonst erschrecken würde. Käme man beispielsweise im Frühjahr oder Sommer nach Dirschau, dann würde man sich verwundern über die vielen Grasbüschel, die zwischen den Steinen der Bürgersteige und der Straße wuchern. Die Dirschauer Verwaltung hat nichts getan (oder ist nicht imstande dazu), um dieser für eine Stadt bedenkliche Vernachläßigung zu steuern. Die öffentliche Sauberkeit läßt infolgedessen sehr zu wünschen übrig. Es gibt keine Straße mehr in Dirschau, in der man nicht Kehrichtoder Dunghaufen findet! Nur im Winter fallen diese Unzulänglichkeiten nicht so auf. Doch selbst die bestimmt unverdächtigen polnischen Funkjournalisten stellten kürzlich fest: „Bürger und Verwaltung von Dirschau scheinen den Ehrgeiz zu haben, den landwirtschaftlichen Charakter ihrer Gemeinde durch Zustände zu unterstreichen, die sonst vielleicht auf einer morastigen und verdreckten Dorfstraße anzutreffen sind, wenn die Anlieger nicht viel von Reinlichkeit halten. Nur eben, daß man in Dirschau diese Verhältnisse so gut wie in jeder Straße antrifft ...".

Allein der Schwarzhandel hat in Dirschau noch städtischen Charakter. Dem illegalen Handel kommt zustatten, daß in der Stadt Menschen leben, die in der Industrie wie in der Landwirtschaft ihr Brot verdienen. So bringen die aus Gdingen und Danzig heimkehrenden Arbeiter viele knappe Gebrauchtwaren oder Rohstoffe mit, während die auf den Dörfern und Gütern tätige Bevölkerung über Lebensmittel verfügt. Daraus ergeben sich vielfältige Möglichkeiten zum Handel. Der Dirschauer Schwarzmarkt braucht sich hinter den illegalen Handelszentren in den beiden Hafenstädten durchaus nicht zu verstecken. Man kann in Dirschau genau so gut wie in Danzig ausländische Währungen kaufen oder vertauschen, gute skandinavische Schuhe erwerben, ein westdeutsches oder französisches Magazin kaufen, eine Schweizer Uhr erstehen oder Wertgegenstände an den Mann bringen. Schmuggel sowie die Engpaßwaren aus Landwirtschaft und Industrie stellen mit schwarz gebranntem Alkohol die Basis dieses Handels dar. Doch die heutigen Bewohner der Stadt profitieren daran nicht so wie die Händler. Die einfachen Menschen haben durch den Schwarzmarkt nur die Möglichkeit, das Lebensnotwendigste zu beschaffen, während sich die Händler goldene Nasen verdienen. Im übrigen sind die Preise für knappe Artikel so hoch, daß sie nur von wenigen bezahlt werden können. Die Folge davon ist eine hohe Kriminalität. Viele stehlen auf ihren Arbeitsstellen oder begehen Einbrüche, um selbst in den Besitz von verlangten Artikeln zu kommen und diese dann gegen von ihnen benötigte Waren einzuhandeln. Der Dirschauer Schwarzmarkt ist bis nach Danzig auch als einer der bekanntesten Hehler-Umschlagplätze bekannt!

### Die neuen Bürger

Unter Berücksichtigung aller dieser Faktoren kann man sich vorstellen, wie die Lage durch in der letzten Zeit eingetroffene bitterarme, polnische Rußlandheimkehrer kompliziert worden ist. Diese Gruppe der Einwohnerschaft — ohne handwerkliche oder industrielle Erfahrungen — verstärkt nur noch den Zug zu dörflichen Verhältnissen. Immer mehr Häuser in Dirschau werden zu kleinen Höfen oder zu Behausungen von Landarbeitern, die selbst etwas Boden und Vieh besitzen. Gleichzeitig macht es der Stadt zuschaffen, daß diese Menschen Dirschau vollends im Äußeren zu einem großen Dorf verwandeln. Seit die Repatrianten aus der Sowjetunion angekommen sind, verschärften sich die Tendenzen hinsichtlich der Verschmutzung der Stadt ganz beträchtlich. Da noch immer mehr solcher Menschen nach Dirschau geschickt werden, kann man nicht mehr an der Ausgang zweifeln — Dirschau wird auch die letzten städtischen Züge bald verloren haben.

Es war auch eine trügerische Hoffnung der polnischen Verwaltung, die Zuweisung der Heimkehrer werde den Staat veranlassen, die vielen verfallenen Häuser in Dirschau nun bezugsfertig zu machen. Das war doch auch wirklich eine Gelegenheit, diese gänzlich oder nur teilweise unbewohnten Gebäude vor dem endgültigen Verfall zu retten! Doch nichts dergleichen ist geschehen! Heute erweist sich, daß die Ankunft der Repatrianten Dirschau weiter auf dem Weg nach unten gestoßen hat. Diese armen Menschen nämlich müssen Häuser beziehen, die bei uns als baufällig gelten würden. So entstehen straßenweise richtige Elendsviertel. Provisorisch richten sich die Heimkehrer in den vor dem Verfall stehenden Gebäuden ein und leben unter menschenunwürdigen Verhältnissen.

So kann es niemand verwundern, daß seit Ankunft der Repatrianten Krankheiten ausgebrochen sind und die Kriminalität angestiegen ist. Das Gesundheitsamt wie die Ärzte sind gegenüber den Krankheiten machtlos, weil der hauptsächliche Übelstand — der Dreck und die ungesunden Wohnverhältnisse — nicht beseitigt werden können. Sogar den Erfrierungen kann man nicht steuern, weil in vielen Häusern nur Säcke oder Pappe anstelle von Glas vor den Fenstern angebracht worden ist. Die jahrelange Ausplünderung der Gebäude, die nun plötzlich doch noch bewohnt werden müssen, zahlt sich nun schlecht aus! Die bisher in ihren schlechten Eigenschaften von der Verwaltung geradezu bestärkten Menschen beginnen nun zu verzweifeln. Erkennen sie doch, daß ihnen von keiner Seite Hilfe wird und daß sie für die ungeheuerliche Verwirtschaftung heute selbst bezahlen müssen!

So geht Dirschau unaufhaltsam weiter dem Chaos entgegen. Auch die Trostsendungen von Radio Warschau, „einmal wird sich alles zum besseren wenden", vermögen nicht über diese Tatsache hinwegzutäuschen. Dirschau ist in Grund und Boden gewirtschaftet worden, und Polen hat nicht die Kraft, das wieder rückgängig zu machen.

*So bietet sich heute dem Besucher das Bild von Dirschau* Foto: Schneege



## Unsere Heimat heute

### Katastrophale Zustände

Katastrophale Zustände gibt es in Südostpreußen. In der früheren Kornkammer Deutschlands liegen die Äcker kilometerweit brach. Manche sind bereits verwaldet. Die Bevölkerungsdichte im Kreise Goldap beträgt gegenwärtig nur 25,7 Einwohner je Quadratkilometer (1939: 46,1). Die Kreishauptstadt Goldap hat heute nur noch 5000 Einwohner, während 1939 dort über 12 500 Menschen lebten. Vom Wiederaufbau ist eigentlich nur in der heutigen Hauptstadt Allenstein etwas zu spüren, die heute mehr Einwohner zählt als vor dem Kriege.

### Danzig — Stadt der Tierzüchter

Als eine „Stadt der Tierzüchter" bezeichnete eine in der Hafenstadt erscheinende Zeitung die ehemals Freie Stadt. In der Stadt werden nicht nur zahlreiche Kaninchen und Ziegen gehalten, zahlreiche Bewohner widmen sich auch der Zucht von Füchsen und anderen Pelztieren, die bekanntlich einen wenig angenehmen Geruch mit sich bringen. Die maßgeblichen Stellen haben bisher noch keinen Weg gefunden, diese Tierzuchten innerhalb der Stadt zu verbieten.

### Königsberg wird Forschungszentrum

Der Hafen der ostpreußischen Stadt Königsberg, von den Sowjets heute in „Kaliningrad" umgetauft, soll in den nächsten Jahren zu einem Zentrum ausgebaut werden, das die sowjetischen Forschungsarbeiten im Atlantischen Ozean koordinieren wird.

### Jahresbilanz der Bauarbeiten

Die polnische Verwaltung in Allenstein stellte zum Jahresschluß fest, daß von den geplanten Neubauwohnungen nur etwas mehr als 200 plangerecht fertiggestellt wurden. Als Gründe werden angegeben: Mangel an Facharbeitern und Schwierigkeiten bei der Materialbeschaffung.

### Hula-hupp-Laden zerstört

Bei einem erbitterten Kampf um eine geringe Anzahl von Hula-hupp-Reifen ist die Einrichtung eines Spielzeuggeschäftes in Thorn völlig zerstört worden.

### Starke Schneefälle

Der starke Schneefall in Allenstein verursachte große Schwierigkeiten, da die polnische Stadtverwaltung in der ganzen Stadt keinen einzigen zusätzlichen Besen auftreiben konnte.

# 265 Förderschulen für Spätaussiedler

**An erster Stelle im Lehrplan — die Muttersprache**

In der gesamten Bundesrepublik gibt es zur Zeit rund 265 geschlossene Förderschulen mit insgesamt 10 500 Heimplätzen. Daneben unterhalten die meisten größeren Städte noch offene Fördereinrichtungen, deren Zahl sich — je nach Bedarf — bald erhöht, aber auch senkt. Die Mehrzahl dieser Heimschulen wird von den beiden großen konfessionalen Organisationen, dem katholischen Caritas-Verband und dem evangelischen Hilfswerk einige seit dem Vorjahr auch vom Jugendsozialwerk unterhalten. Die Finanzierung geschieht durch den Bund, Länder und Trägerorganisationen gemeinsam. Unter diesen Förderschulen, in denen hauptsächlich neu eingetroffene jugendliche Aussiedler aus den östlichen Vertreibungsgebieten die Möglichkeit erhalten, ihre Schulbildung zu ergänzen und sich im Gebrauch ihrer Muttersprache zu üben, befinden sich bereits auch einige wenige mit weiterführendem Ausbildungsziel, teilweise sogar mit Abiturientenreife. In den vergangenen Monaten sind die einzelnen Bundesländer dazu übergegangen, zur Vermeidung von Über- und Unterbelegungen einen Ausgleich vorzunehmen. Im allgemeinen ist es auf diese Weise in letzter Zeit gelungen, stoßartig auftretende Belastungen der Kapazitäten weitestgehend zu überbrücken, so daß — bis auf wenige Ausnahmen — im allgemeinen mit dem derzeitigen Stand der Förderschulen den Erfordernissen einer Grundschulung Rechnung getragen werden kann.

## Besuchsreisen für Zonenbewohner erschwert

Mit Beginn dieses Jahres sind neue Richtlinien des Innenministeriums der Sowjetzone über die Bearbeitung von Anträgen für Interzonenreisen von Zonenbewohnern in Kraft getreten. Wie das Informationsbüro West mitteilte, nehmen die Volkspolizei-Kreisämter, die bisher generell für Interzonen-Reisen der Bewohner der DDR zuständig waren, jetzt nur noch Anträge bei Todesfällen oder lebensgefährlichen Erkrankungen entgegen. Derartige Anträge werden jedoch nicht bearbeitet, wenn kein amtlich beglaubigtes Telegramm oder keine amtsärztliche Bestätigung vorgelegt werden kann.

Angehörige volkseigener Betriebe, volkseigener Güter, des genossenschaftlichen und staatlichen Handels sowie Angestellte der kommunalen Verwaltungen und Betriebe einschließlich ihrer Familienangehörigen müssen künftig ihren Antrag bei den sogenannten Kader-Abteilungen einreichen, die genauen Einblick in die Angelegenheiten der Betriebe und ihrer Belegschaften haben. Ärzte, Zahnärzte, Tierärzte und Apotheker müssen sich für Reisen in die Bundesrepublik an die Gesundheitsabteilungen bei den Räten der Kreise wenden. Die übrige Bevölkerung wird mit ihren Reiseanträgen an die Räte der Städte und Gemeinden verwiesen.



## Fahrpreisermäßigung für Spätheimkehrer

Vom 1. Januar 1959 an erhalten Heimkehrer auf Grund der Heimkehrerbescheinigung und politische Häftlinge auf Grund der Bescheinigung nach § 10, Abs. 4 HHG, die ihre Berechtigung nach § 1, Abs. 1 und § 9, Abs. 1 HHG nachweist, wieder eine Fahrpreisermäßigung auf der Deutschen Bundesbahn. Der Antrag auf Fahrpreisermäßigung kann innerhalb von 6 Monaten nach Erhalt dieser Bescheinigung bei den Kassen der Deutschen Bundesbahn gestellt werden. Die Fahrpreisermäßigung beträgt 60 Proz. und gilt zwei Monate vom Tag der Genehmigung an für beliebige Fahrten.

---

**Dr. Gustav Großmann: DIE IDEALE STELLUNG FINDEN — WIE? Ratio-Verlag Treu Großmann, München 13, 192 S., Ln. DM 14,80.**

Mit diesem Buch legt der bekannte, aus Ostpreußen stammende Verfasser des Buches „Sich selbst rationalisieren" (17. Auflage!) ein weiteres Werk vor, das dem Leser helfen will, seine Fähigkeiten richtig zu erkennen und anzuwenden. Wir finden in dem Buch viele Anregungen, wie man seine Stellung durch methodisches Vorgehen (was nicht ein ständiges Arbeiten an sich selbst ausschließt) wesentlich verbessern kann. Wer in seinem Beruf vorwärtskommen will, sollte sich die Erfahrungen des Autors zu Nutze machen. v. T.

## Umsiedler haben Anspruch auf Arbeitslosengeld

**Einen Anspruch auf Zahlung des Arbeitslosengeldes haben neuerdings auch solche Umsiedler, die jetzt aus Gebieten nach Westdeutschland und Westberlin kommen, die außerhalb der Reichsgrenzen vom 31. 12. 1937 liegen, wenn sie eine versicherungspflichtige Beschäftigung ausgeübt haben.**

Diese neue Verordnung des Bundesarbeitsministers begünstigt Umsiedler und Vertriebene, die etwa im Memelland, in Danzig, Polen und dem Sudetenland wohnhaft waren. Das Bundesarbeitsministerium hat mit dieser Regelung einem Antrag aus Kreisen der Vertriebenenverbände stattgegeben.

## Aussiedlung aus Danzig

Die Arbeitsgemeinschaft der Spitzenverbände der Freien Wohlfahrtspflege, Hamburg-Osdorf, Blomkamp 51, teil tmit:

„Für die Deutschen, welche keinerlei Angehörige und Bekannte in der Bundesrepublik haben, die für sie die Einreise- und Zuzugsgenehmigung beschaffen, können leider von uns keine besonderen Hilfsmaßnahmen getroffen werden. Das Problem ist der Bundesregierung schon vor langer Zeit vorgetragen worden, aber leider noch zu keinem positiven Abschluß gekommen. Soweit in einzelnen Fällen besondere Notstände vorliegen, prüfen wir von Fall zu Fall unsere Hilfsmöglichkeiten.

Falls im Einzelfall Verwandte oder Bekannte ermittelt werden, ist anzuraten, diese zur Beschaffung von Einreise- und Zuzugsgenehmigung anzuhalten. Für die übrigen Danziger wäre eine Hilfe evtl. möglich, wenn Paten gestellt werden könnten, welche zumindest die Einreisegenehmigung für die Ausreisewilligen beschaffen. Sobald diese vorliegt, können wir durch Ausstellung einer DRK-Registrier-Bescheinigung helfen."

## Reisekosten in D-Mark

Die polnischen Behörden haben eine Anordnung erlassen, nach der sowohl bei Besuchsreisen von deutschen Bewohnern Polens und der Oder-Neiße-Gebiete nach Westdeutschland wie auch zur Bezahlung der Umsiedlungskosten bei der Ausreise aus ihrer Heimat im Osten zum Zweck der Familienzusammenführung die entstehenden Reisekosten in Westdeutschland in D-Mark eingezahlt werden können.

Die mit dem polnischen staatlichen Reisebüro „Orbis" zusammenarbeitenden westdeutschen Reisebüros stellen in den obengenannten Fällen dem Einzahler Devisengutscheine aus, die dieser seinen Verwandten in Polen oder in den Oder-Neiße-Gebieten zuschickt. Diese Devisengutscheine besitzen unbeschränkte Gültigkeit; gegen ihre Vorlage händigen die polnischen „Orbis"-Büros die Fahrkarte nach dem Westen aus, sofern eine Ausreisegenehmigung vorliegt. Ist dies nicht der Fall, wird der Gegenwert des Gutscheines erstattet.

## Gesamterhebung für Vertreibungsgebiete

Der Bundestagsausschuß für Heimatvertriebene beschäftigte sich mit dem Einzelplan 26 des Entwurfes des Bundeshaushaltsplanes. Bei den Beratungen wurde noch einmal auf die großen Aufgaben des Bundesministeriums für Vertriebene hingewiesen. In der Sowjetunion befinden sich noch immer 216 000 Deutsche, die auf ihre Rückführung warten. 76 000 werden von Bonn aus dauernd betreut. Monatlich gehen 10 000 Pakete im Einzelwert von je 80 Mark vorverzollt an diesen Personenkreis. Für das Jahr 1959 wird mit einer Rückkehr von 75 000 Aussiedlern gerechnet. Mit Befriedigung wurde festgestellt, daß nunmehr die Meinungsverschiedenheiten über die Weiterführung der Suchdienstaufgaben und der Gesamterhebung zur Klärung des Schicksals der ehemals deutschen Bevölkerung in den Vertreibungsgebieten ausgeräumt sind und auch für die kommenden Jahre die notwendigen Mittel zur Verfügung gestellt werden sollten. Die Gesamtkosten für die Gesamterhebung sind nunmehr mit fast 15 Millionen Mark veranschlagt, wovon für das Jahr 1959 2 Millionen Mark vorgesehen sind.

## Auch Tote können Vertriebene sein

Wichtig für alle Heimatvertriebenen ist das Urteil, das jetzt vom Bundesverwaltungsgericht gefällt wurde. In ihm wurde festgestellt, daß auch der Soldat, der aus einem Vertreibungsgebiet stammt und der außerhalb seiner Heimat starb, als Vertriebener gilt. Dies ist für die Erben bei der Stellung von Ansprüchen wichtig. Zur Frage des Schadenszeitpunktes, um den es bei dieser Klage besonders ging, sagte das Bundesverwaltungsgericht:

Bei im Verbreitungsgebiet ansässigen Personen, die außerhalb des Vertreibungsgebietes vor dem 8. Mai 1945 gestorben sind, gilt der Vertreibungsschaden als im Todeszeitpunkt eingetreten, wenn ihnen in diesem Zeitpunkt eine Rückkehr in das Vertreibungsgebiet wegen drohender Vertreibungsmaßnahmen nicht mehr zuzumuten gewesen wäre. (Aktenzeichen: BVerwG III 274/46.)

## Bauernkurse in Württemberg

Zu den fleißigsten und wissensdurstigsten Hörern der Landwirtschaftlichen Hochschule Hohenheim gehören die aus dem Osten vertriebenen und nun in der Bundesrepublik wieder angesiedelten Bauern. Innerhalb einer Woche werden ihnen, auf Anregung der Arbeitsgemeinschaft deutscher Landwirte und Bauern im Bauernverband der Vertriebenen, all die Kenntnisse vermittelt, die zur wirtschaftlichen Führung eines Hofes in Baden-Württemberg erforderlich sind.

Bisher konnten nur ein bis zwei Prozent der vertriebenen und geflüchteten Bauern in der Bundesrepublik wieder angesiedelt werden; alle anderen müssen berufsfremde Arbeit verrichten. Die Größe eines Hofes für frühere Bauern aus den Ostländern schwankt zwischen 12 und 16 Hektar. Es handelt sich um sogenannte Familienbetriebe. Dabei wird dem Siedler kein Geld vom Staat geschenkt; er muß die 80 000 bis 100 000 Mark, die den Kaufpreis darstellen, auf Heller und Pfennig wieder zurückzahlen. Sein einziger Vorteil ist, daß der Staat ihm eine langfristige Tilgung ermöglicht.

## Aufbau-Erfolge in Danzig

Danzig zählt gegenwärtig nach einer offiziellen polnischen Mitteilung 270 000 Einwohner und hat damit eine größere Einwohnerzahl als in der Vorkriegszeit erreicht. Die Wiederaufbauarbeiten in der Stadtmitte haben große Fortschritte gemacht. Etwa 50 Straßen und Gäßchen sind wiederhergestellt worden, darunter der „Königsweg".

Viele historische Gebäude, Kirchen und Denkmäler sind neu erbaut worden, unter anderem das Rathaus, der Artushof und die Marien- und Katharinenkirche. Auch das Meeresinstitut arbeitet wieder. Die Stadt soll bis 1965 voraussichtlich 310 000 Einwohner zählen.

# Der Herr der Atome

Von Gerhard Günther

Jeder von uns hat die Wetterkarten gesehen, auf denen mit geschwungenen Linien die Grenzen zwischen höherem und niederem Luftdruck angezeigt werden. Meist findet sich auf dem Atlantischen Ozean wie eine Insel ein eingekreistes Tief aufgezeichnet, während etwa auf dem Festland ein Hochdruckkeil sich erstreckt. Kleine Fähnchen deuten die Richtung der sich drehenden Winde. Sicher hat auch jeder von uns schon vor einem Ausflug einen sorgenvollen Blick auf das Barometer geworfen, dessen Zeiger fallenden oder steigenden Luftdruck bedeutet und einen Schluß darauf zuläßt, ob mir mit gutem oder schlechtem Wetter zu rechnen haben.

Allzu oft ärgern wir uns, wenn die Wettervoraussage der Meteorologen wieder einmal nicht zutrifft. Aber bei dem heutigen Stand ist eine Wettervoraussage für ein bestimmtes Gebiet noch eine recht unsichere Angelegenheit. Selten ist, vor allem in den dem Atlantischen Ozean benachbarten Gebieten, die Wetterlage so eindeutig, daß der Fachmann mit hundert Prozent Sicherheit etwas voraussagen könnte. Das Netz der Beobachtungsstationen, vor allem in der nördlichen Polargegend, die für unser Wetter häufig bestimmend ist, ist längst nicht dicht genug, um alle das Wetter bestimmenden Faktoren rechtzeitig aufzuzeichnen, und gar eine langfristige Wettervoraussage über Wochen oder

*O liebes Land, von mir schon lang*
*getrennt durch weiten Raum,*
*ich höre deiner Glocken Klang*
*noch wachend und im Traum.*
*Mir blieb dein Bild, das nie entschwand*
*dem Herzen, noch verblich;*
*Westpreußen, liebes Heimatland,*
*dich segnend grüß' ich dich!*

JOHANNES TROJAN

**Monate hinweg ist nicht viel mehr als eine Wahrscheinlichkeitsrechnung, die auf der Erfahrung über die Wetterperioden vieler Jahrzehnte beruht.**

Aber so wenig wie der Laubfrosch macht auch der wissenschaftliche Meteorologe das Wetter, er kann nur Faktoren beobachten, verzeichnen und daraus seine Schlüsse ziehen. Die Erwärmung der Luft durch die Sonne, der dadurch hervorgerufene Austausch der wärmeren und damit auch leichteren gegen die schwereren und kälteren Luftmassen ist eine der Ursachen, die neben vielen anderen das Wetter bestimmen. Der die Sonne scheinen läßt und Wolken, Luft und Winden die Wege weist, ist auch Herr über das Wetter.

Im Evangelium wird uns erzählt, wie der Herr Christus mit seinen Jüngern über den See Genezareth fährt und am Heck des Schiffes auf einem Kissen einschläft, während einer der gerade auf diesem See häufig auftretenden plötzlichen Stürme das Schiff in Gefahr bringt, so daß die ängstlichen Jünger ihren Meister wecken: „Kümmert es dich nicht, daß wir untergehen?" Er aber „stand auf und bedrohte den Wind und sprach zu dem Meer: Schweig und verstumme! Und der Wind legte sich, und es ward eine große Stille."

Wir Menschen von heute können uns leichter vorstellen, daß der Herr einen Kranken heilt, weil wir etwas von den geheimnisvollen Zusammenhängen zwischen Leib und Seele wissen, als daß er der unbelebten Natur gebieten könnte. Aber die Menschen jener Zeit glaubten, daß körperliche Krankheit ebenso wie Sturm und Gewitter aus dem Angriff böser Geister auf Mensch und Natur entständen und darum gleichermaßen durch ein gebietendes Wort zu bannen seien, wenn dieses Wort von einem ausgesprochen wird, der die Vollmacht dazu hat. Im Grunde haben sie mit Hilfe dieser bildhaften Vorstellung mehr von der Welt verstanden als wir, wenn wir glauben, die ganzen Kräfte der Schöpfung mit Zahlen und Gleichungen einfangen zu können.

Wir glauben heute zu wissen, daß die Atome, jene kleinsten, aber kompliziert zusammengesetzten Bestandteile der Materie, die Bausteine sind, aus denen das Weltall zusammengesetzt ist. Der Mensch hat sogar gelernt, ihr Gefüge aufzuspalten und dabei jene fürchterlichen Kräfte freizusetzen, auf denen die Wirkung der Atombombe beruht. Auch in den Bewegungen der Luftmassen, die wir als Sturm verstehen, erraten wir die stürmische und oft rätselhaft unberechenbare Bewegung atomarer Gewalten. Mitten im Sturm, der die Wellen über dem kleinen Segelboot zusammenschlagen läßt, sehen wir den Herrn allein furchtlos und ruhig. Denn als der Sohn weiß er, daß der Vater der Herr auch dieses Sturmes ist und nichts geschehen läßt, was sein Werk auf dieser Erde und seinen Plan mit den Menschen zerstören kann, so sehr wir Menschen erschrecken vor dem furchtbaren Drohen der Gewalten, die sich gegen uns erheben.

So sind Christenmenschen auf dem Schiff, das sie durch die Wogen der Welt trägt, geborgen im Vertrauen auf ihren Herrn, der allein den Willen des Vaters kennt und durch sein Wort den Sturm abwehrt, vor dem unser Herz zittert. Nichts geschieht ohne den Willen Gottes, des Vaters, und dieser ist allein auf unser Heil gerichtet. Darum haben wir auch im tiefsten Herzensgrunde teil an jener herrlichen Ruhe Jesu, der unser Meister ist und zugleich der Herr über Stürme, Atome, Atombomben, über die Völker und ihre Herrscher.

(Entnommen dem von Kirchentagspräsident D. Dr. Reinold von Thadden-Trieglaff und Johann Christoph Hampe herausgegebenen Buch „Dein Tag bricht an", 384 Seiten, davon 32 Bildseiten auf Kunstdrucktafeln, Leinen, DM 12,80, 45. Tausend, Kreuz-Verlag, Stuttgart.)

## AUS UNSERER BUCHERKISTE

Liebe Leseratten!

Heute greifen wir wieder ein Buch aus unserer Bücherkiste, das ein rechtes Geschenk sein kann für alle jene, denen der Sinn nach fernen Ländern steht, nach dem Geheimnisvollen, dem Unbekannten jenseits der Meere.

**VON GRÖNLAND BIS LAMBARENE Reisebeschreibungen christlicher Missionare aus drei Jahrhunderten, hrgg. von Johannes Paul. Kreuz-Verlag, Stuttgart. 192 Seiten mit mehreren Kunstdrucktafeln, farb. Einband, DM 9,80.**

Fast gleichzeitig mit den Entdeckern gingen die Missionare über das Meer. Sie brachten den Eingeborenen nicht allein den christlichen Glauben, sondern sie gründeten Siedlungen, brachten die Erfahrungen und Erkenntnisse ihrer Heimat auf den Gebieten der Landwirtschaft und des Handwerks in die Wildnis, aber auch wirksame Heilmittel gegen die Seuchen der Tropen. Riss das Schwert der Entdecker tiefe Wunden, so bemühten sich die Hände der Missionare um Heilung. Es tut gut, einmal von den Zeugnissen dieser Gottesmänner her die Geschichte der Entdeckungen zu lesen.

Ein empfehlenswertes Buch für die Hände unserer Jugend. Die Texte führen uns, wie der Titel schon verrät, von den Eiswüsten der Arktis bis in das dunkelste Afrika, in die Südsee und in den fernen Osten.

In die alte Heimat am Weichselstrom führt uns das Sonderheft der Schriftenreihe „Unser Arbeitsbrief"

**PFLUG UND SEGEL Hansestädte und Ordensland am Weichselstrom. Hrgg. im Auftrage der DJO von Dr. Hans Christ. Bogen-Verlag, Stuttgart-S, Olgastraße 110. 104 Seiten, DM 2,50.**

Unter Mitarbeit vieler namhafter Autoren ist hier aus aufeinander abgestimmten Beiträgen ein umfassendes Bild der westpreußischen Heimat entstanden, ihrer Landschaft und Menschen, ihrer vielhundertjährigen Geschichte, ihrer großen geistigen und wirtschaftlichen Leistungen. Diese Zusammenstellung bietet vor allen Dingen einen wertvollen Arbeitsbehelf für die Jugendarbeit in den landsmannschaftlichen Gruppen sowie für den Ostkundeunterricht in den Schulen.

### „Was wissen wir vom deutschen Osten?"

Der „Bund der Kaufmannsjugend im DHV" hat einen Wettbewerb „Was wissen wir vom deutschen Osten?" ausgeschrieben. Die DHV-Jugend wurde aufgerufen, kurze Aufsätze und Berichte über Leben und Werk hervorragender Persönlichkeiten der ostdeutschen Geistes- und Kulturgeschichte einzusenden, wobei insgesamt 30 ostdeutsche Philosophen, Dichter und Wissenschaftler — u. a. Kant, Schopenhauer, Kopernikus, Schleiermacher, Herder, Bergius, Virchow — zur Auswahl gestellt wurden. Die besten Arbeiten werden durch wertvolle Buchpreise ausgezeichnet.






# Die Kogge

Jugend- und Kinderbeilage der Ostpreußen-Warte

Nummer 2 — Februar 1959


ERNST WICHERT

## FISCHERDORF GILGE

Es ist ein gar merkwürdiger Strich Landes, der sich, entlang dem Kurischen Haff, zwischen den Ausflüssen des mächtigen Memelstromes — bekanntlich in dem benachbarten Rußland „Niemen" geheißen — dahinzieht. Der Nemonien, die Gilge, die Ruß sind selbst breite Ströme, und durch das Flachland zwischen ihnen ziehen sich in großer Zahl andere Wasserläufe, teils mit breitem Anlauf sich abzweigend und plötzlich in einem Schilfsee stagnierend. Geradlinige Kanäle, von Menschenhand zur Beseitigung der Gefahren der Schiffahrt auf dem oft stürmischen Kurischen Haff angelegt, schneiden sie in der Richtung nach Norden. Wassergräben, für den Sprung eines kräftigen Mannes oft nicht zu breit, ziehen sich gleich langen Fäden eines Spinnennetzes überall in die Wiesen und Wälder hinein. Wer von einem Ort zum andern will, besteigt eines der langen Boote mit flachem Boden, die in der Nähe jedes Hauses angekettet oder halb auf Land gezogen liegen, und die Häuser selbst stehen vielfach auf frei vortretenden Pfahlrosten, die sie gegen die Überschwemmung und den Eisgang im Frühjahr zu schützen haben.

Was da von Baumschmuck in der Nähe der Höfe und entlang den Dämmen sichtbar wird, ist ein Gemisch von Weiden, Pappeln und Ellern. Besonders die Weiden gedeihen gut und wachsen rasch zu mächtigen Bäumen mit zierlich gestalteten Laubkronen auf, zwischen denen das zackige Geäste sichtbar bleibt. Auch an Birken mit ihrem beweglichen Behang an den weißen Zweigen mangelt es nicht. Hinter den Häuschen liegen die Kartoffel- und Zwiebelgärten. Tiefe Rinnen sondern die schwarzen Beete schachbrettartig voneinander ab, und an der tiefsten Stelle fehlt nie die Schöpfvorrichtung, durch welche das sich überflüssig ansammelnde Wasser in die höher gelegenen Röhren unter dem Damme geworfen wird. Weiter zurück ziehen sich meilenweit die grünen Wiesen oder die braunen Moorbrüche hin, von denen noch zu reden sein wird, und in einiger Entfernung, zu beiden Seiten der Flüsse, schließt der Wald die [illegible] oft nur ein dichtes Gestrüpp von Ellern auf Sumpfgrund, nordwärts aber sich ausbreitend zu dem großen Ibenhorster Forst, in dem noch ein kleiner Stamm des Elchwildes haust, das manchmal von vornehmen Jägern aufgesucht wird.

Der Grundstock der Bevölkerung ist lettisch und litauisch, aber seit zwei Jahrhunderten sind auch viele deutsche Kolonisten angesiedelt und als Ackerbauer, Stromschiffer, Holzfäller, Händler tätig. Man spricht beide Sprachen gleich geläufig. In den Schulen wird deutsch unterrichtet, und auch die Amtssprache ist

(Fortsetzung Seite 2)



## Die Morgenröte

**Hast du die schöne Morgenröte gesehn? Sie leuchtet hervor aus Gottes Gemach, ein Strahl des unvergänglichen Lichtes, die Trösterin der Menschen. —**

Als David einst, verfolgt von seinen Feinden, in einer schauerlichen Nacht auf dem Hermons-Berge saß, den trauervollsten seiner Psalmen spielend: „Löwen und Tiger brüllen um mein Ohr, der Bösen Rotte hat mich rings umgeben, und ich seh' keinen Helfer!" Siehe, da ging die Morgenröte auf. Mit glänzenden Augen sprang sie hervor, die frühgejagte Hindin, und hüpfte auf den Bergen und sprach zu ihm, wie ein Engel auf den Hügeln: „Was grämst du dich, daß du verlassen seiest? Ich riß hervor aus dunkler Nacht; aus grauenvoller Finsternis wird Morgen." Getröstet hing an ihrem Blick sein Auge, bis sie zur Sonne ward, und Heil der Welt aufging mit ihren mächtigen Flügeln. Frohlockend wandten sich die Töne seines Gesanges, den er das Lied der Morgenröte nannte, der frühe gejagten Hindin.

Auch späterhin sang er oft diesen Psalm und dankte Gott für die Bedrängnisse, die er in früher Jugend überstand; und jedesmal kam mit dem Psalm ihm die Morgenröte in seine düstre Seele. —

Tochter Gottes, heilige Morgenröte, du blicktest täglich nieder und weihst den Himmel und die Welt — weih täglich auch mein Herz zu deiner stillen Wohnung.

JOHANN GOTTFRIED HERDER




HERMANN LÖNS

## FISCHERDORF GILGE

(Fortsetzung von Seite 1)

deutsch; aber Geistliche, Schullehrer, Förster und Fischmeister wissen sich bald auch mit den Leuten zu verständigen, mit denen sie täglich zu verkehren haben. Wer dort eine Anstellung gefunden hat, sitzt meist fest bis an sein Lebensende und sucht sich in seiner Verlassenheit möglichst behaglich einzurichten.

Am Ausfluß des Gilge-Stromes in das Haff liegt das große Fischerdorf Gilge, lang hingestreckt zu beiden Seiten der Wasserstraße. Die Ufer sind durch breite Aufschüttungen von Kies und Sand erhöht und gegen den Fluß hin durch Pfahlwerk und Faschinen geschützt. Darauf stehen in langer Reihe die Fischerhäuser, meist in alter Weise von Holz gebaut, mit dem buntverzierten Giebel gegen den Strom hin gestellt, einstöckig, mit breitem, bemoostem Strohdach ohne Rauchfang. Zu jedem Hause gehört ein kleiner Hafen für die großen und kleinen Fischerkähne und Boote. Auf dem Damm, der ihn sichert, stehen einige vom Sturm zerzauste Weiden, kleine Stallungen, lange Holzreihen. Die Kirche ohne Turm erhebt sich rechts auf einem aufgeschütteten Hügel, der als Friedhof dient. Auf dem Haken gegen das Haf hin dreht eine Windmühle ihre Flügel.

Weiter hinaus, hinter den weiten Schilfkampen, tauchen aus der glitzernden Wasserfläche Stangen mit Fähnchen auf, die tiefere Fahrstraße bezeichnend. Ein scharfes Auge erkennt in weitester Ferne den grauen Streifen der Nehrung. Sind die Fischer heimgekehrt, was zweimal wöchentlich geschieht, so ragen aus allen Häfen die Masten ihrer Fahrzeuge auf, an der Spitze mit einem Fähnchen aus Eisenblech geschmückt, in das der Name des Besitzern eingeschrieben ist, und auf dem gewöhnlich noch eine Figur von Blech, meist ein Schiff oder eine Kapelle, emporragt. Auch farbige Wimpel am Mast oder an der gebogenen Gaffel fehlen nicht. Es herrscht dann ein reges Leben, namentlich in der Nähe der Gasthäuser, wo der Fischmarkt abgehalten wird, zu dem sich die Fischhändler von weither einzufinden pflegen.

Aus der Erzählung „Der Schaktarp“ von Ernst Wichert (1831—1902).

## Weißt Du schon...

... daß vor 200 Jahren im Verlauf des Siebenjährigen Krieges Ostpreußen von russischen Truppen besetzt wurde? Seit dieser Zeit machten die Russen „berechtigte Ansprüche“ auf Ostpreußen geltend.

# Vaters sokratische Methode

**Theodor Fontane erzählt von seinen schönsten Schulstunden**

Als wir in dem Haus mit dem Riesendach und der hölzernen Dachrinne, darin mein Vater bequem seine Hand legen konnte, glücklich untergebracht waren, meldete sich alsbald auch die Frage: „Was wird nun aus den Kindern? In welche Schule schicken wir sie?“ Da sich bei der Kürze der Zeit noch keine Beziehungen zu den guten Familien der Stadt ermöglicht hatten, so wurde beschlossen, mich vorläufig wild aufwachsen zu lassen und ruhig zu warten, bis sich etwas fände. Um mich aber vor Rückfall in dunkelste Nacht zu bewahren, sollte ich täglich eine Stunde bei meiner Mutter lesen und bei meinem Vater einige lateinische und französische Vokabeln lernen, dazu Geographie und Geschichte.

Und wirklich, es kam zu solchen Stunden, die sich, wie schon hier erwähnt werden mag, auch noch fortsetzten, als eine Benötigung dazu nicht mehr vorlag, und so sonderbar diese Stunden waren, so hab' ich doch mehr dabei gelernt als bei manchem berühmten Lehrer. Mein Vater griff ganz willkürlich Dinge heraus, dabei das Geographische mit dem Historischen verquickend, natürlich immer so, daß seine bevorzugten Themata schließlich dabei zu ihrem Recht kamen. Etwa so:

„Du kennst Ost- und Westpreußen?“

„Ja, Papa; das ist das Land, wonach Preußen Preußen heißt, und wonach wir alle Preußen heißen.“

„Sehr gut, sehr gut; ein bißchen viel Preußen, aber das schadet nichts. Und du kennst auch die Hauptstädte der Provinzen?“

„Ja, Papa; Königsberg und Danzig.“

„Sehr gut. In Danzig bin ich selber gewesen und beinahe auch in Königsberg — bloß es kam etwas dazwischen. Und hast du mal gehört, wer Danzig, nach tapferer Verteidigung durch unseren General Kalckreuth, noch schließlich eroberte?“

„Nein, Papa.“

„Nun, es ist auch nicht zu verlangen; es wissen's nur wenige, und die sogenannten höher Gebildeten wissen es nie. Das war nämlich der General Lefèvre, ein Mann von besonderer Bravour, den Napoleon dann auch zum Duc de Danthic ernannte, mit einem c hinten. Darin unterscheiden sich die Sprachen. Das alles war im Jahre 1807, nach der Schlacht bei Preußisch-Eylau, wo die russische Garde beinahe vernichtet wurde, und wo Napoleon, ehe er sich niederlegte, zu seinem Liebling Duroc sagte: „Duroc, heute habe ich die sechste europäische Großmacht kennengelernt, la boue.“

„Was heißt das?“

„La boue heißt der Schmutz. Aber man kann auch noch einen stärkeren deutschen Ausdruck nennen, und ich glaube fast, daß Napoleon, der, wenn er wollte, etwas Zynisches hatte, diesen stärkeren Ausdruck eigentlich gemeint hat.“ —

So verliefen die Geographiestunden, immer mit geschichtlichen Anekdoten abschließend. Am liebsten jedoch fing er gleich mit dem Historischen an oder doch mit dem, was ihm Historie schien. Ich muß dabei noch einmal seiner ausgesprochenen Vorliebe für alle Ereignisse samt den dazugehörigen Personen, die zwischen der Belagerung von Toulon und der Gefangenschaft auf St. Helena lagen, Erwähnung tun. Seine Lieblinge hab' ich schon genannt, obenan Ney und Lannes, aber einer, der seinem Herzen vielleicht noch näherstand, war Latour d'Auvergne, von dem er mir schon in unseren Ruppiner Tagen allerlei Geschichten erzählt hatte. Das wiederholte sich jetzt.

Latour d'Auvergne, so hieß es in diesen seinen Erzählungen, habe den Titel geführt: „le premier grenadier de France oder Erster Grenadier von Frankreich“, als welcher er, obwohl er Generalsrang gehabt, immer in Reih' und Glied, und zwar unmittelbar neben dem rechten Flügelmann der alten Garde, gestanden habe. Als er dann aber in dem Treffen bei Neuburg gefallen sei, habe Napoleon angeordnet, daß das Herz des „Ersten Grenadiers“ in eine Urne getan und bei der Truppe mitgeführt, sein Name Latour d'Auvergne aber bei jedem Appell immer aufs neue mit aufgerufen werde. Das war ungefähr das, was ich längst auswendig wußte; seine Vorliebe für diese Gestalt aber war so groß, daß er, wenn's irgend ging, immer wieder auf diese zurückkam und dieselben Fragen tat. Oder richtiger noch, immer wieder dieselbe Szene inszenierte. Denn es war eine Szene.

„Kennst du Latour d'Auvergne?“ so begann er dann.

„Gewiß. Er war le premier grenadier de France.“

„Gut. Und weißt du auch, wie man ihn ehrte, als er schon tot war?“

„Gewiß.“

„Dann sage mir, wie es war.“

Und nun stand er von seinem Sofaplatz auf und stellte sich als Flügelmann der alten Garde militärisch vor mich hin, während ich selbst, Knirps, der ich war, die Rolle des appellabnehmenden Offiziers spielte. Und nun, aufrufend, begann ich:

„Latour d'Auvergne!“

„Il n'est pas ici“, (er ist nicht hier) antwortete mein Vater in tiefstem Baß.

„Ou est-il donc?“ (Wo ist er denn?)

„Il est mort sur le champ d'honneur.“ (Er ist gestorben auf dem Felde der Ehre.)

Es kam vor, daß meine Mutter diesen eigenartigen Unterrichtsstunden beiwohnte und bei der Gelegenheit durch ihr Mienenspiel zu verstehen gab, daß sie diese ganze Form des Unterrichtes, die mein Vater mit einem unnachahmlichen Gesichtsausdruck seine „sokratische Methode“ nannte, höchst zweifelhaft finde. Sie hatte aber total unrecht, denn, um es noch einmal zu sagen, ich verdanke diesen Unterrichtsstunden wie den daran anknüpfenden gleichartigen Gesprächen eigentlich alles Beste, jedenfalls alles Brauchbarste, was ich weiß. Von dem, was mir mein Vater beizubringen verstand, ist mir nichts verlorengegangen. Nicht bloß gesellschaftlich sind mir in meinem langen Leben diese Geschichten hundertfach zugute gekommen, auch bei meinen Schreibereien waren sie mir immer wie ein Schatzkästlein zur Hand, und wenn ich gefragt würde, welchem Lehrer ich mich so recht zu Dank verpflichtet fühle, so würde ich antworten: meinem Vater, meinem Vater, der sozusagen gar nichts wußte, mich aber mit dem aus Zeitungen und Journalen aufgespickten und über alle möglichen Themata sich verbreitenden Anekdotenreichtum unendlich viel mehr unterstützt hat als alle meine Gymnasial- und Realschullehrer zusammengenommen.




## Eine Erzählung aus der Geschichte des Bernsteins



(4. Fortsetzung)

Er leitete die Kolonne auf eine kleine Anhöhe. Gottseidank war es nicht so weit. Hier ruhten sie sich aus. Aber bald ging es weiter, und endlich sahen sie die heutige Prosna vor sich liegen. „Beim Zeus! Das ist Rettung im letzten Augenblick!“ atmete Publius auf. Er war auch am Ende seiner Kräfte. Mit einem Blick sah er seine Chance. „Erst einmal ausruhen lassen!“ zügelte er sich selbst. Denn der Ritt bis hierher hatte bereits Opfer an Menschen und Tieren gekostet. Während der Rast nahm er die Chance war und ließ Flöße bauen, mit denen er die Prosna abwärts fahren wollte.

Diese Fahrt war etwas ganz anderes als das elende Reiten, Fahren und Marschieren. Unterwegs stießen sie auf eine große Siedlung. Die Römer nannten sie Calisia (daher auch der heutige Name „Kalisch“). Dort war ja ein unheimlicher Verkehr. Publius machte auch hier ganz erstaunte Augen. Erst die vandalische Siedlung, und dann jetzt hier Calisia... So langsam begann er seine Meinung über die „Barbaren“ zu ändern. Rom schien doch nicht allein die Welt zu sein. Sie sahen viele Händler. Ein Zug machte sich gerade fertig, um nach Norden zu fahren. Publius schloß sich an. Etwas besseres konnte ihm nicht passieren. So fuhren sie zusammen bis zur Einmündung der Prosna in die Warthe. Hier mußten sie ihre schönen Flöße schwimmen lassen. Der bequeme Marius sah ihnen traurig nach. Das war fabelhaft gewesen. Man brauchte sich nicht abzuplacken. Jetzt ging die Schinderei wieder los. Stöhnend kletterte er auf sein rumpelndes und schaukelndes Gefährt. Sixtus grinste. Er setzte gerade zu einer hochtrabenden Rede an: „O Marius, du Faulpelz, opfere der Trauergö...“ Mitten in seiner „Ansprache“ ruckte der Wagen an, und Sixtus, der darauf nicht vorbereitet war, mußte seine schöne Rede unterbrechen und fiel außerdem noch nach rückwärts, wobei er seine Beine in die Luft streckte, was kein würdiger Anblick war. Er wäre dabei beinahe vom Wagen gefallen. Marius lachte vor sich hin. Das hatte gut geklappt. Den hatte er es einmal ausgewischt.

Weiter ging die Reise, über den Gopla-See, die Netze abwärts, immer in Gesellschaft der germanischen Händler, bis sie auch die Netze verließen und auf das heutige Bromberg stießen. Von dort, wo sie schon sehr viel Bernstein sahen, hatten sie es nicht weit bis zur Weichsel. Sie setzten über und ritten auf der rechten Weichselseite im Kulmerland (Westpreußen) weiter.

Ganz erstaunt ließ Publius durch Bodo seine Begleiter fragen, wohin denn dieser große Fluß führe. Nach einem kurzen Wortwechsel erklärte Bodo: „Die Männer sagen, dieser Fluß fließe in ein Meer. Es wäre aber noch ziemlich weit bis dahin.“

„Frage sie“, befahl Publius, „ob es jenes Meer ist, in dem der Sturmgott den Bernstein an die Oberfläche wirft.“ Darauf konnte ihm Theobald gleich antworten: „Jawohl, Herr, ich habe mit diesem Mann gesprochen.“ Dabei zeigte er auf einen hochgewachsenen Germanen. — „Er sagte, daß wir, wenn wir geradeaus weiterritten, bei den Küstenbewohnern viel Bernstein haben könnten.“ Theobald meinte das heutige Danzig und die Küste des heutigen Pommern. — „Aber“, fuhr er fort, „sie reisen noch weiter bis an die Bernsteinküste, dort hätten sie eine noch größere Auswahl.“ Er meinte damit das ostpreußische Samland und seine Küste, die von Urzeiten her „Bernsteinküste“ genannt wird.

„Frage ihn, ob wir bis dorthin zusammen bleiben könnten!“ befahl Publius seinem Dolmetscher zu übersetzen. Nach längeren Verhandlungen erklärten sich die Händler bereit, sie bis zu ihrem Ziel mitzunehmen. Publius war sehr froh darüber; denn die Händler kannten ihren Weg...

Immer weiter ging es, immer ungeduldiger wurde Publius. Aber sie hatten noch viele und große Hindernisse zu überwinden, so auch einige Moorbrücken bis sie nach dem heutigen Elbing kamen. Publius hatte auf seiner langen Fahrt die Völker nördlich des römischen Reiches achten gelernt, so daß er sich jetzt beinahe überhaupt nicht mehr wunderte, als er auf dem heutigen Drausensee — der Name kommt von der alten wikingischen Siedlung Truso — die vielen gut gebauten Boote, viele von ihnen mit Segeln ausgestattet, sah. Diese alte Siedlung machte schon Eindruck. Und im Hafen, der von einem Ausläufer des Frischen Haffs gebildet wurde, war ein Verkehr und Betrieb, wie man ihn sich bunter und lebhafter nicht vorstellen konnte.

Ihm gingen die Augen über, als er sich auf dem Markt umsah. Da lag er, der Bernstein, in allen Formen, in allen Farben vom tiefsten Braun bis zur hellsten Durchsichtigkeit, groß wie Kinderköpfe, zierlich verarbeitete Bernsteinperlen, überreicher Bernsteinschmuck an den Waffen. Bodo sagte zu seinem Freund: „Zum Donar, das hätte ich nicht gedacht, daß so hoch im Norden solch ein Betrieb ist!“

Es tat sich allerhand auf dem Markt. Männer von kleiner Gestalt, mit krummen Beinen und merkwürdig dreieckigen Gesichtern, die von den stark hervortretenden Backenknochen verursacht wurden, verhandelten in merkwürdig zischenden Lauten mit den Bernsteinbesitzern. Einer dieser Männer fiel ihnen besonders auf. Theobald stieß seinen Freund an: „Sieh mal, wie der angibt!“ — Stolz reckte sich der so Bezeichnete, bevor er auf einen Händler zuging und ihn sehr herablassend fragend anzischte, was er ihm anzubieten habe. Sehr zungenfertig pries der seinen Bernstein. Eine gleichgültige Handbewegung hieß das gezeigte Bernsteinstück verschwinden. Immer neue Stücke, eines immer schöner als das andere, ließ der Pruzze vor den Augen des Fremden erscheinen. Den schien nichts zu rühren. Ein paar zischende Laute zu seinem Diener, und der holte aus einem Ledersack einen Bronzehelm heraus und reichte ihn seinem Herrn. Es war ein Helm „mit allen Schikanen“, wie man so sagt. Nasen- und Ohrenschutz waren dran, wie der Händler sogleich feststellte. Er probierte ihn auf; er saß wie angegossen. Seine Augen glitzerten begehrlich, aber er tat sehr gleichgültig. Er sagte zu dem Fremden: „Ich habe ein sehr schönes Bernsteinstück, aber der Helm reicht als Gegenwert nicht aus. Hast du noch etwas dazuzugeben?“

Der Fremde lächelte. Noch ein paar zischende Laute, und der Diener brachte eine wunderbare Bronzeschale zum Vorschein. Jetzt wurde Bodo aufmerksam. Ähnliche Schalen hatte er schon in Rom gesehen. Von wo waren die doch her?! Er zermarterte sich vergeblich den Kopf. Er konnte nicht wissen, daß solche Schalen aus Griechenland kamen. Er staunte nur. — Nun holte der pruzzische Händler unter seinem Stand eine Bernsteinperlenkette vor. Theobald, der ebenfalls wie ein Luchs aufgepaßt hatte, konnte einen Ausruf des Entzückens nicht unterdrücken. Die beiden Händler schauten sich gleichzeitig um und entdeckten die beiden Beobachter. Ein paar hingeworfene Worte; die beiden packten ihre Sachen zusammen und verschwanden gemeinsam; der Diener zottelte mit dem Ledersack hinter ihnen her.

Bodo sagte ganz aufgeregt zu Theobald: „Ha—hast du die Bernsteinkette gesehen?! Beim Zeus, daß müßten wir eigentlich Publius melden, was die hier für schöne Sachen haben. Ob wir uns auch solch schöne Stücke einhandeln können?“ Theobald schüttelte traurig seinen Kopf und meinte: „Ich glaube nicht, daß unsere Löhnung ausreicht, auch nur ein kleines Steinchen zu kaufen.“ Dabei klimperte er ganz melancholisch mit ein paar Münzen, die scheinbar noch von seiner letzten Löhnung herrührten. „Komm“, sagte er zu Bodo, „wir wollen sie in Wein umsetzen.“ So verließen sie schweren Herzens den Markt und suchten ihre eigenen Leute auf. Marius hatte noch Wein; sie vertranken ihren Kummer und ließen dabei den letzten Rest ihrer Löhnung springen. Hätten sie nur geahnt, wie unwahrscheinlich billig sie noch zu Bernstein später hätten kommen können, sie würden ihre Münzen behalten haben!

### Uberlistet

Publius war inzwischen auch nicht untätig gewesen. Seine germanischen Führer hatten ihn gleich nach der Ankunft verlassen und waren beim besten Willen nicht mehr aufzufinden. Vielleicht bereuten sie es, Publius zugesagt zu haben, daß sie ihn bis zu ihrem Ziel mitnehmen wollten. Schließlich konnte ihnen verständlicherweise nichts daran liegen, daß Fremde ihren Weg kennenlernten. Daher war Publius jetzt auf sich allein gestellt. Er hatte sich mit seinem Quartierswirt angefreundet. Südlicher feuriger Wein und einige kleine Geschenke hatten dabei mitgeholfen.

Eines Abends saßen sie wieder zusammen. Eine Kanne mit Wein stand zwischen ihnen und die Becher vor ihnen. „Gibt der Sturmgott hier in der Nähe den Bernstein preis?“ versuchte Publius seinen Wirt vorsichtig auszufragen.

(Fortsetzung folgt)

# Königsberger Neue Zeitung

EINZIGE HEIMATZEITUNG ALLER KÖNIGSBERGER

Nummer 2 | Ausgabe B der Ostpreußen-Warte | Februar 1959


# Spaziergang durch Mittelhufen 1891

Von Herbert Meinhard Mühlpfordt

„Endlich in Königsberg! Ein großer weitläufiger Ort!" ruft der aus Rußland kommende Held in den „Lebensläufen in aufsteigener Linie" beim Eintreffen in Königsberg aus. Der anonyme Verfasser dieses einst vielgelesenen Romans wurde zuerst von dem scharfsinnigen „Magus des Nordens" Johann Georg Hamann erraten als der zwei Jahre später zum Stadtpräsidenten Königsbergs ernannte Theodor Gottlieb v. Hippel d. Ä.

Welcher alte Königsberger denkt, wenn dieser Name beschworen wird, nicht sogleich an unseren geliebten Park Luisenwahl? War Hippel es doch, der ihn schuf *). Und war er es doch auch, der 1785 den berühmten Bohlenweg zu den „Huben" anlegte, jenem Distrikt, der bereits in der Handfeste des Landmeisters Konrad von Tierberg d. J. pridie Kalendarum Marcii 1286 (28. Februar) bis zum Dorfe Lauchsen (Lawsken) der Altstadt zugesprochen wurde.

Als das preußische Königshaus am 11. Januar 1808 und die Regierung nach Königsberg übersiedelten, wohnte die königliche Familie zwei Sommer über im Busoltschen Gutshause, dem uns allen bekannten „Luisenhäuschen". In der Numer 62 der Kgl. Preuß. Staats-, Krieges- und Friedenszeitungen vom Donnerstag, den 4. August 1808, lesen wir über des Königs Geburtstagsfeier: „Die Einsassen auf den Huben (einem angenehmen Dorfe vor dem Steindammer Thor, wo Beide Majestäten eine stille leidliche Wohnung für den Sommer bezogen haben) ließen um die Gnade ansuchen, den ersten Segen ihrer Felder in einem Kranze überreichen zu dürfen ... Beim Eingange ins Dorf waren Ehrenpforten errichtet, mit jungen Tannenzweigen umwunden und passende Inschriften daran ..."

Damals also waren die Hufen noch ein Dorf inmitten von Feldern, doch waren sie als Ausflugsziel schon fünfzig Jahre früher beliebt gewesen, denn aus Königsbergs erster Russenzeit 1758—62 erzählt Stavenhagen: „Man sah junge Damen, die sich bisher nicht am Fenster und nicht sans cortège einer älteren Begleiterin auf der Straße zeigen durften, mit Schellengeläut im Schlitten mit dem hinter ihr auf dem Trittbrett stehenden Cavalier causierend und coquettierend im östlichen Tempo den Steindamm zu den Huben herauf- und herunterjagen."

Zu Hippels Zeit hatten dann reiche Königsberger einzelne Landgüter auf den „Huben" erworben. Die romantische Hufenschlacht war es wohl, die diese Gegend als „Sommerfrische" beliebt machte. Denn damals reiste man nicht gleich nach Italien oder Ägypten, sondern begnügte sich sommers bescheiden mit einem Landhäuschen dicht „vor den Toren". Beneidenswert, wer ein solches besaß!

Der Bohlenweg Hippels war also wirklich notwendig geworden. War doch der Schmutz des Fahrweges dort hinaus so groß, daß Goethes Altersfreund, der Maurermeister und Musikaldirektor Carl Friedrich Zelter in seinem Brief vom 5. August 1809 folgendes berichtet:

„Die Spazierfahrt des Königs an seinem Geburtstage ist schlecht abgelaufen. Das Wetter und der Weg waren unanständig schlecht. Bei der Zurückkunft hat der Wagen, in dem die königlichen Kinder gesessen, umgeworfen vor dem Hause des Königs [Luisenhäuschen!] und in der Finsterniß der Nacht, so daß der König sich hat die Laterne anstecken lassen, in allerhöchst eigner Person den Schaden zu besehen, und er selbst ist dabey in den Koth gefallen. Übrigens hat Niemand glücklicher Weise Schaden genommen ..." Am 8. August besuchte Zelter zusammen mit Hufeland König und Königin auf den Huben, die ihm Grüße an Berlin auftrugen." Es war in einem Zelt vor dem Hause, wo ich die Unterredung hatte."

Der Bohlenweg, der offenbar nur bis zur Brücke über die Freigabenschlucht reichte, war 1804 „fast ganz vermodert und wird bald ungangbar seyn" (Backo). Später wurde er aus den Mitteln des „Bohlenwegvereins" unterhalten, aus dem der „Dr. Kesselsche Verschönerungsverein" hervorging, der noch bis 1900 viel für Königsbergs Verschönerung tat.

Immer mehr Landgüter wurden schließlich zu Villen der Königsberger. So berichtet Faber 1840: „Am 17. März 1826 brannten sieben Häuser nebst Scheunen, die z. T. Königsbergern als Landsitze gehörten, ab, wobei zwei Männer den Tod fanden und mehrere verletzt wurden."

Endpunkt dieser ersten „Villenkolonie" war und blieb zunächst Luisenwahl, einst Pojenters Hof, dahinter kam freies Feld bis zum Douglasschen Gut Amalienau. 1829 wurde auf die Länge einer halben Meile bis Lawsken eine Kunststraße gebaut; die königliche Kasse gab einen erheblichen Zuschuß — vielleicht erinnerte sich Friedrich Wilhelm III. seines damaligen Unfalles und damit der Notwendigkeit, die Straße zu verbessern. Sie wurde im Volksmund „Legan" genannt (Faber); dieser Name ging später auf ein dortiges „Etablissement" über, das schon der blinde Professor v. Baczko in seiner Geschichte Königsbergs 1804 erwähnt; ein ähnliches Lokal in Vorderhofen trug den Namen „Sprechan", was dasselbe besagt.

Diese Kunststraße ist aber keineswegs die uns so liebe Hufenallee, die frühere Straße „Mittelhufen", durch die der Bohlenweg führte, sondern die Pillauer Landstraße.

Erst als König Wilhelm I. das Krongut Luisenwahl der Stadt überließ (übernommen wurde es erst im April 1914), wurde die Hufenallee gebaut, die das Luisenhäuschen mit seinen herrlichen Spitzbuchen grausam vom Park abschnitt. Est ist dies wahrscheinlich in den sechziger Jahren geschehen, das genaue Jahr konnte ich nicht feststellen.

Versetzen wir uns nun zurück ins Jahr 1891 und machen einen Sonntagsspaziergang vom Steindamm nach den Hufen (das b hatte sich bereits verwandelt, während es im Haberberg noch heute lebt).

Wir stehen am späteren Hygienischen Universitätsinstitut auf dem Steindamm. Gegenüber, wo sich nach dem ersten Weltkriege der „Winkel zum Tore" auftat, stand einst das zweite Steindammer Tor der barocken Befestigungswerke von 1626—34.

Von dieser Ecke führte 1891 südlich vorbei am Ziegelbau der Lehrschmiede, aus der bisweilen ein schmucker blauer Ulan, rosa Kürassier oder roter Husar heraustrat (nach 1919 bezog das Statistische Amt das Gebäude), eine junge Eschenallee am nördlichen Rande des Trommelplatzes zum Steindammer Tor der dritten Befestigungsanlage von 1840. Rechts blieb ein kleiner Schmuckplatz mit einer griesen steinernen Polyhymnia liegen, die mit einem „grünen Häuschen" eine sinnige Nachbarschaft bildete.

Dann schritt man durch das hallende Tor, das ursprünglich nur eine Wagendurchfahrt hatte und erst seit 1879 zwei. Über die Wallgrabenbrücke, die um 1860 noch eine Zugbrücke besaß, aber 1891 eine durch Eisengitter zu versperrende feste Brücke, führte die Mittelstraße mit den Geleisen der „Pferdeeisenbahn" durch einen Durchstich des Walles mit seinem „Glacis" im Bogen westwärts, während nördlich die „Fuchsberger Chaussee" zum Rittergut Fuchsberg und ins Samland abzweigte, die dann „Fuchsberger Allee", dann Stresemannstraße und endlich Litzmannstraße hieß.

An dieser Ecke, auf dem Gelände des Gerichtsplatzes von 1912/13, stand ein großes rundes Holzgebäude: der „Circus". An der Fuchsberger Chaussee, neben ihm, lagen die Stallungen des „Königsberger Pferderennvereins", der seine Rennbahn zuerst in Metgethen, dann in Carolinenhof hatte. Im Zirkus gastierten die großen Wanderzirkusse, einmal auch der berühmte Barnum & Barley. Selbst der Zirkus verschmähte es etwa um 1901 nicht, am Ende der Vorstellung als große Neuigkeit Filme von besonders langer Dauer — etwa 5 bis 7 Minuten! — zu zeigen.

Neben dem Zirkus westlich befand sich der Rummelplatz mit seinen Karussels, russischen Luftschaukeln, Schieß- Würfel- und Schaubuden.

Die Fußgänger aber schnitten den Bogen, den die „Mittelstraße" machte, von der Wallgrabenbrücke an ab. Hier führte eine breite Kalksteintreppe, begrenzt an den Seiten von höher gelegenen Blöcken, die natürlich die von allen Kindern bevorzugte Treppe darstellten, auf die Höhe des etwa 300 Meter breiten Glacis. Man konnte dann auf einem bis heute erhalten gebliebenen Fliesenwege parallel zur Mittelstraße weiterwandern. Hinter dem Rummelplatz führte hier nördlich ein Weg — die spätere Brahmsstraße — längs der „Bürgergärten" — Königsbergs ersten Schrebergärten — zur Freigrabenschlucht. Natürlich war dort auch ein „Lokal". Dessen Besitzer hatte um 1900 den finstern Weg durch lodernde Fackeln auf hohen Stangen beleuchtet — ein malerisches Bild, das von der sonstigen spärlichen Gaslaternenbeleuchtung romantisch abstach.

Jenseits dieses Querweges sah der Spaziergänger von 1891 das „Panorama" entstehen; noch im selben Jahre vollendet, tat sich ihm für eine Mark das kreisrunde Innere auf, das, teils gemalt, teil plastisch gestaltet, eine fremde Landschaft, etwa aus den Tropen, oder den Vorgang einer Schlacht zeigte. Diese künstlerisch nicht sonderlich wertvollen, aber die Phantasie der damaligen bescheidenen Menschen anregenden Bilder, die alljährlich wechselten, wurden allgemein bestaunt, zumal diese Mode in allen großen Städten um sich griff. Solch ein Panorama ist noch heute in Innsbruck mit der Darstellung der Schlacht am Berge Isel erhalten.

Ging man aber quer durch das Glacis, dessen ziemlich dichter Baumbestand Rasen wie Unterholz ausschloß, so hatte man an seinem Rande unter sich den freien Blick auf den Festungsgraben und die rasenbedeckten Kasematten. Man kam dann an der Ecke Pillauer Landstraße-Mittelhufen heraus, wo zu unserer Zeit der schöne Steingarten mit dem Springbrunnen den Wanderer zu erquickender Rast einlud. Bis 1850, wo auf seiner Stelle ein Stück Glacis erwuchs, stand hier das Sommerhaus Georg Friedrich Schwincks, eines angesehenen Königsberger Kaufmannes und Schwagers des Bankiers Jacobi, bei dem Kant verkehrte.

Da, wo heute Cauers „Badende" im Grünen saß, sahen die Königsberger von 1891 das „Chausseehäuschen" stehen; hier hatte einst der „Wildnißbereiter" (= Förster zu Pferde) der Altstadt gewohnt, denn die Caporner Heide reichte noch bis Amalienau. Später hauste da der Chausseeinnehmer, der von dem vorbeifahrenden Fuhrwerk eine geringe Mautgebühr einzog.

Hier gabelt sich der Weg. Die Pillauer Landstraße zog sich neben dem Glacis zu den neuen Friedhöfen hin, die Straße „Mittelhufen" führte westwärts nach Luisenwahl. In dem Dreieck zwischen beiden Straßen wehte der Wind über die goldenen Ähren eines weiten Roggenfeldes.

Von dieser Gegend gibt es einen Stich von 1860. Am Kornfeld entlang führt der Bohlenweg, auf dem sonntäglich gekleidete Königsberger lustwandeln. Es sind mehr als hundert Personen. Die Herren tragen alle hohe Zylinder und die Damen halbe Reifröcke und erstaunlich kleine Sonnenschirme. Auf der etwas zerfahrenen Mittelstraße fahren zweispännige „Phaetons" mit je einem geputzten Herrn und schön angezogener Dame. Die andere (nördliche) Seite zeigt keinen Fußsteig, aber eine Reihe alter Bäume an einem Graben, über den Brückchen zu den Fußsteigen führen. Über eine dieser Brücken fährt eine Kutsche mit Kavalier und Dame in einen der Parks, die offensichtlich sämtlich Privatleuten gehören.

Im Hintergrunde sieht man einen schmucken dreigliedrigen Bau. Das vorspringende Mittelstück hat geschwungene Bogenfenster und ein Spitzdach, daneben ragt ein dreigeschossiger Aussichtsturm. Das Gebäude hat seine Front nach dem weiten Roggenfelde gerichtet. Weiter links noch eine Villa. Das ganze Bild macht einen riesig vornehmen Eindruck.

Es ist zweifellos, daß wir in dem Bau die „Villa Bella" vor uns haben, links davon die „Villa Fridericia", die wir beide noch auf unserem Spaziergang von 1891 besuchen werden.

Gegenüber, wo heute das Schauspielhaus ragt, stand 1891 die noch neue „Villa Kurowski", ein schmucker Privatbau mit gewölbten Fensterscheiben. Sie lag auf einem Teile des Geländes des „Park-Etablissements Conradshof". Schon Baczko erwähnt 1804 Conradshof als Vergnügungsstätte der Königsberger. Es war das älteste jener 1891 auf den Hufen dicht beieinander stehenden Kaffee- und Tanzlokalen, an denen wir nun vorbeiwandern, Allmählich hatten die reichen Königsberger nämlich ihre Villen aufgegeben und waren in das stille vornehme, eisenbahnnahe Neuhäuser oder in das der Journalière zu erreichende Cranz gezogen. (Eröffnung der Lizenzbahn 1865, der Cranzer Bahn 1883). Denn die Seebäder begannen aufzublühen und die Lebensansprüche sich zu steigern. Da sahen geschäftstüchtige Gastwirte ihren Weizen blühen und kauften diese ausgedienten Villen auf. Daß es wegen der strengen Rayonbestimmungen, die im Kriegsfalle freies Schußfeld verlangten, alles nur leicht niederzulegende Holzbauten waren, störte sie nicht. Sie spekulierten auf lange Friedensjahre. So wurde aus der „Villenkolonie" ziemlich jäh die „Etablissementstadt". Der umgekehrte Vorgang bei der „Villa Kurowski" bestätigte als Ausnahme nur die Regel.

In allen den schönen großen schattigen Gärten dieser „Vergnügungs-Établissements" verkündeten Schilder an den Bäumen: „Familien können Kaffee brühen". Und die sonntäglich geschmückten Königsberger machten von alters her bis weit ins zwanzigste Jahrhundert hinein reichlich davon Gebrauch. Für wenige Pfennige gab es große Kannen kochenden Wassers, die braven Hausmütter zogen aus ihren mit buntbesticktem Tuch überzogenen Blechkobern ihren gemahlenen Kaffee hervor, brühten und öffneten die mitgebrachten umfangreichem Kuchenpakete. Und über all diesem Schmausen herrschte allgemeine Fröhlichkeit und Sommersonnenfreude. Wenn sie dann satt war, tollte die Jugend in den Parks herum.

Der Park von Conradshof reichte bis zur Freigrabenschlucht. Abends wurde im Saal getanzt. Ladenfräuleins und Dienstmädchen schwangen sich mit Studenten und jungen Kaufleuten im Walzer und Rheinländer oder in Polka und Galopp. Jede „Tanztour" kostete ein Dittchen.

An „Conradshof" schloß sich „Park-Villa Nova" an. Vor seinem Gasthaus im Villenstil befand sich 1891 ein Rasenplatz, auf dem ein an eine Kette gebundenes Äffchen zur Freude der Kinder seine Allotria trieb. Der schöne Park war in den Teilen an der Hufenschlucht verwildert und für Kinder dadurch ein rechtes Dorado. Die alten Bäume auf der viel späteren „Vogelweide" sind noch ein Rest dieses Parkes. Abends war „Villa nova" ein beliebtes Schwoflokal.

Dann folgte „Kleins Établissement Villa Hufenpark" und auf dieses der Landsitz des reichen Bankiers Oppenheim mit herrlichem Garten an der tiefeingeschnittenen Hufenschlucht. Dessen Villa mit zwei schönen roten Holzsäulen ist uns allen noch wohlbekannt, denn sie diente noch bis 1945 als Sitz der Tiergartenverwaltung und Direktorwohnung.

Der Spaziergänger von 1891 freilich ahnte noch nicht, daß auf dem Oppenheimschen Gelände, dem des „Hufenparks" und einem weiten Raume jenseits des Freigrabens ein Lustrum später am 21. Mai 1896 der „Königsberger Tiergartenverein" den Tiergarten eröffnen sollte — einen der schönsten Deutschlands. Ob in ihm auch der 1860 von Faber als „durch schöne Anlagen bewerkenswerte Besitz des Herrn Warschauer" aufgegangen ist, oder ob dies etwa der Vorbesitzer des Oppenheimschen Grundstückes war, habe ich nicht ermitteln können.

Dann folgte das „Établissement Hufenterrasse".

Dieses hoch am Hang der Freigrabenschlucht sehr malerisch gelegene Häuschen war einst das Wohnhaus des Pfarrers an der Tragheimer Kirche Ehregott Andreas Christoph Wasianski gewesen, des einstigen Amanuensis Kants, der auch einer seiner drei Biographen wurde. Hier war Kant gelegentlich zu Gast.

Zur Zeit unseres Spazierganges war die „Villa Hufenterrasse" längst ein Vergnügungslokal wie alle übrigen, und eine Brücke und Treppe führte von der Straße Mittelhufen dorthin. Es diente hauptsächlich als Tanzlokal.

(Schluß folgt)

*) Vgl. meinen Aufsatz über Luisenwahl in Nr. 1/1955 der „Ostpreußen-Warte".

---

### Reaktion auf Lebensmittelpreiserhöhung 1855

Als sich die Königsberger Bäcker im Jahre 1855 zur Abschaffung der kleinsten Sorten Gebäck entschloßen, erschien in der Königsberger Hartungsschen Zeitung folgendes Inserat:

„Da die hiesigen Bäckermeister veröffentlicht haben, daß sie ferner kein Gebäck für 1 Pfg. feilhalten, so finden wir uns veranlaßt, zu erklären, daß wir für die Folge keine Almosen unter 2 Pfg. annehmen können.

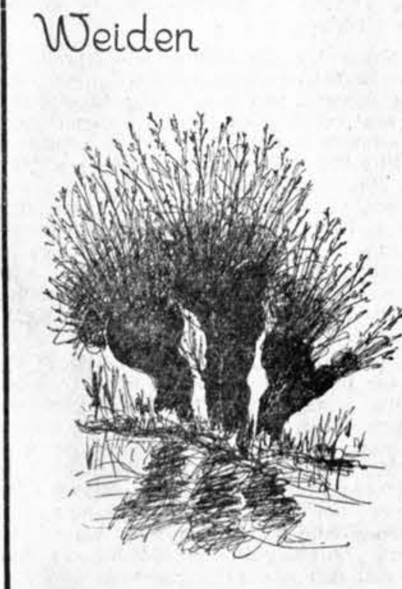
Mehrere hiesige Bettelleute."

Wofern es sich nicht, wie es mir wahrscheinlich scheint, um die humorvolle Abreaktion eines über die Preiserhöhung erzürnten Königsberger Bürgers handelt, so ist die Anzeige immerhin gerade heute sehr wirklichkeitsnah.

*H. M. Mühlpfordt*

---

## Weiden



*Franz Erdmann*
Aus dem Zyklus „Bäume der Heimat"

*Über das spiegelnde Antlitz des Baches gebeugt,*
*lassen Weiden traurig treiben die wehenden Zweige*
*hingegeben der Strömung, weiblich im Gram.*
*Steigt dann der Frühling singend herab von den Bergen,*
*lassen sie schwellen zum Gruß ihm samtene Kätzchen.*
*Zärtlich springt nun aus wuchernden Narben das Grün,*
*und es schnellen sich federnde Gerten ins Blau.*
*Aber im brauenden, grauen Novembernebel*
*stehen sie alle mit krankhaft geschwollenen Köpfen,*
*hexenhaft böse spreizend drohende Besen.*
*Regen und Schnee und schleichende tödliche Pilze*
*nisten sich frech in dem Stamm, höhlen von innen ihn aus,*
*und es blutet das Mark aus tief gerissenen Wunden.*
*Aber aus offenen Wunden noch schießt es hervor,*
*wütend und zäh und wachstumsgierig ins Licht.*
*Unverwüstlich trotzen sie Tod und Verwesung.*
*Unholder Spuk und zauberhafte Beschwörung*
*sind ihrem wasserverschwisterten Wesen vertraut. —*
*Einst berührte ein Gott der Häßlichsten eine,*
*denn sie jammerte ihn, da sie so jämmerlich stand.*
*Sieh — da wandelte sich in Schönheit finstere Schwermut,*
*sprang aus der Erde ein Bronnen lebendigen Grüns,*
*und im Tränenregen hellsten Entzückens*
*fiel er wallend wieder zur Erde zurück.*

# Deutsches Dorf unter dem Kreuz des Südens

## Heimatvertriebene siedeln im Urwald von Venezuela — Drei Ernten im Jahr

**Deutsche Heimatvertriebene wanderten 1951 nach Venezuela aus und schufen dort zusammen mit einigen anderen Nationalitäten eine heute für das ganze Land vorbildliche Siedlung. Wo noch vor einem Jahrzehnt üppiger und undurchdringlicher Tropenwald wucherte, dehnt sich nun meilenweit fruchtbares Ackerland. Einer dieser heimatvertriebenen Kolonisten war kürzlich zu einem Verwandtenbesuch in der Bundesrepublik und berichtete dabei ausführlich über diese deutsche Mustersiedlung in Turen.**

„Mit dem Flugzeug in der modernen Hauptstadt Venezuelas, Caracas, angekommen", erzählte Herr Nikolaus Bartole, „wurden wir mit anderen deutschen Siedlern auf Lastwagen zu den bereits erbauten Häusern 400 km südwestlich von Caracas gebracht." Hier erlebten die Deutschen ihre erste große Überraschung, trafen sie doch alles an, was sie zum Leben benötigten. „Freilich müssen wir das wieder zurückzahlen, aber innerhalb 25 Jahren zu geringen Raten", ergänzte Herr Bartole. Jeder deutsche Siedler bekam damals in Venezuela 25 ha Land, das Haus sowie die wichtigsten Maschinen und Geräte. Unter dem „Kreuz des Südens", dem in unseren Breitengraden nicht sichtbaren herrlichen Sternenbild am südlichen Nachthimmel, nahmen die deutschen Siedler diese einmalige Chance wahr. Herr Bartole zum Beispiel ist heute Herr über 80 Hektar Ackerland. Er hat einen großen Hof und einen vielseitigen Maschinenpark, mehrere Traktoren und Personenkraftwagen. Vieh wird dort nicht gehalten.

Der Boden der deutschen Siedlung in Turen bei Caracas ist einmalig gut. „Er wirft für uns drei Ernten im Jahr ab", sagte Herr Bartole stolz. Die bevorzugten Kulturen sind Mais, Sesam und Bohnen. Die ausgedehnten Bananenplantagen sind weniger rentabel, weil Bananen in Venezuela sehr billig sind und nicht exportiert werden. Sehr bedauern es die deutschen Siedler, daß ihre Kinder die Muttersprache nicht in der Schule erlernen können, denn dort ist Spanisch die Unterrichtssprache. Eine höhere Schule zu besuchen ist für uns Deutsche schwierig, denn dazu reichen die Mittel kaum aus. Die Zahl der Deutschen in Venezuela schätzt man auf etwa 12 000, wovon die Hälfte in der Landeshauptstadt lebt, die den Ehrgeiz hat, einmal die schönste Stadt der Welt zu werden. Hier schießt ein modernes Hochhaus nach dem anderen in die Höhe, Tag und Nacht wird gearbeitet. Eine um so erstaunlichere Tatsache, da der Venezueler nur dann arbeitet, wenn ihm das Geld ausgeht.

Venezuela ist ein reiches Land, aber es stellt auch an die Gesundheit hohe Anforderungen. Die Mitteleuropäer haben sehr unter dem tropischen Klima zu leiden, denn 34 Grad im Schatten ist die durchschnittliche Temperatur im Sommer. Man kennt dort keinen Winter, Schnee gibt es nur in den hohen Bergen. Angenehm ist es für den Einwanderer, daß niemand nach seiner Berufsausbildung gefragt wird. Jedermann ist die Berufsfreiheit gewährleistet, und wer was kann, setzt sich durch. Aber das Heimweh bleibt immer, auch wenn man zu Ansehen und Wohlstand gelangt ist. „Wir sind deshalb glücklich", sagt Herr Bartole, „daß wir jeden Tag die Sendungen der „Deutschen Welle" aus Köln hören können, die uns mit Nachrichten aus der deutschen Heimat und deutscher Musik versorgt." Wer nicht gut Spanisch gelernt hat, kann trotzdem regelmäßig seine Zeitung lesen, den deutschen „Caracaser Anzeiger".

## Beschaffung katholischer Matrikel-Urkunden aus dem Osten

Das Zentrale Kath. Kirchenbuchamt (KBA) in München gibt bekannt, daß die Möglichkeit besteht, kath.-kirchliche Urkunden (Tauf-, Trau- und Sterbeurkunden) aus Schlesien, Pommern, Danzig, Ost- und Westpreußen, sowie aus Ungarn und Jugoslawien (also nicht aus der deutschen Sowjetzone und der CSR.) zu beschaffen, soweit die Kirchenbücher erhalten geblieben sind. Die kath. Kirchenbücher sind zum größten Teil in der Heimat verblieben.

Die Fuldaer Bischofskonferenz hat das Zentrale Kath. Kirchenbuchamt in München 8, Rosenheimer Str. 141, **als allein zuständige Stelle** für Beschaffung der kath. Matrikel-Urkunden für Heimatvertriebene beauftragt. Bei Anträgen auf Urkundenbeschaffung aus Großstädten ist es unerläßlich, jeweils das zuständige Pfarramt im Osten anzugeben, um schwierige Sucharbeiten zu vermeiden. Diese kirchlichen Urkunden sind auch nach staatlichem Recht öffentliche Urkunden und ersetzen verlorengegangene staatliche Personenstandsurkunden.

Bis zum Eintreffen der Urkunden vergehen erfahrungsgemäß 4—10 Wochen. Bei finanzieller Notlage oder Arbeitslosigkeit gewährt das KBA bei Vorlage einer entsprechenden Bescheinigung Gebührenermäßigung.



## 1360 Heimatfilm-Kopien

**Insgesamt 48 Filmtitel stehen zur Verfügung**

Das Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte verfügt jetzt über insgesamt 48 Heimatfilm-Titel. Die Zahl der Kopien hat sich im abgelaufenen Jahr auf 1360 erweitert. Darunter befinden sich viele Farbfilm-Kopien. Besonders erwähnt werden müssen drei Farbfilme in Länge von je 200 Metern mit Stummfilmaufnahmen aus den polnisch verwalteten Ostgebieten. Nach abgeschlossener Synchronisation und Herstellung einer ausreichenden Zahl von Farbkopien werden diese Filme den Interessenten zusätzlich zu den bereits genannten 48 Titeln zur Verfügung stehen.

Neben einem Bild-Archiv mit bisher 4500 vergrößerten Fotografien aus den Vertreibungsgebieten hat das Vertriebenen-Ministerium auch Dia-Serien — vornehmlich Farbdia-Serien — für Veranstaltungen zur Verfügung. Sachlich gehaltene Vortragstexte vervollständigen das Material. Auch für diese „Stehbildreihen" kann wachsendes Interesse festgestellt werden, so daß die Zahl der Dia-Reihen im Laufe des letzten Jahres nicht unerheblich vergrößert werden mußte.

Mit Hilfe dieser Unterlagen konnte eine Erweiterung der planmäßigen Ostkundearbeit im verflossenen Jahr erzielt werden. Die Heimatfilme und Diapositive des Ministeriums wurden nicht nur von Heimatvertriebenen- und Flüchtlingsorganisationen angefordert, sondern auch von eingesessenen Landschaftsverbänden, Lokalorganisationen und Bundeswehreinheiten. Auch deutsche Vereine im Ausland sind über die Auslands-Missionen der Bundesrepublik mit Film- und Bildmaterial versorgt worden.

# Ein Ostpreuße schreibt aus Brasilien

## Ganz anders als in der Heimat — Alles verloren und mit nichts neu angefangen

**An unserer ostpreußischen Heimat gemessen ist das Leben in Brasilien von Grund auf verschieden. Die in der Heimat erworbenen Kenntnisse kann man nur bedingt anwenden. Wer trotzdem glaubt, alles so machen zu können, wie er es ehemals gelernt hat, scheitert über kurz oder lang. Am besten kommt der vorwärts, der mit nichts hier ankommt und gezwungen ist, in brasilianischen Kreisen seinen Unterhalt zu verdienen. Mir ist es nicht anders ergangen; es dauerte fast fünf Jahre, bis ich das mitgebrachte kleine Vermögen verloren hatte, um dann von vorn und ganz unten wieder anzufangen. Dann allerdings ging es aufwärts.**

Landwirte haben hier trotz der unermeßlichen Weiten die geringste Aussicht, schnell hochzukommen. Gewiß kenne ich hier auch deutsche Gutsbesitzer, die nach dem ersten Weltkrieg als kleine Urwaldbauern anfingen und nach sehr, sehr harten Arbeitsjahren es zu Wohlstand gebracht haben; aber meistens gelingt es erst der zweiten Generation, hier richtig Fuß zu fassen. Ausnahmen gibt es immer; so konnten Neusiedler im Norden des Staates Parana, des besten Kaffeelandes Brasiliens, in 10 bis 20 Jahren derart schnell vorwärtskommen, daß sie kaum mit einem Gutsbesitzer, der in Deutschland einen Besitz von 3000 Morgen hat, tauschen würden.

Die rentablen landwirtschaftlichen Besitzungen dieses Landes, je nachdem, ob sie Kaffee Baumwolle oder Luzerne anbauen oder Mastviehwirtschaft betreiben, haben eine Größe von 2000 bis 10 000 Morgen. Allerdings liegen diese Wirtschaften oft bis zu 1000 km vom Wirtschaftszentrum Sao Paulo oder Rio entfernt. Der Süden des Landes wie Sante Katarina und Rio Grande do Sul setzt sich in der Hauptsache aus Klein- und Mittelwirtschaften zusammen. Während des letzten Krieges fing man hier mit der Industrialisierung des Landes in verstärktem Maße an. Diese wurde unter der Regierung des Präsidenten Getulio Vargas derartig schnell vorwärtsgetrieben, daß wir uns seit einigen Jahren in einer immer schneller fortschreitenden Inflationskrise befinden. Profitiert hat allerdings mächtig der Importhandel, nicht zuletzt aus Deutschland. Sao Paulo ist die am schnellsten wachsende Großstadt der Welt: von 800 000 Einwohnern im Jahre 1929 auf fast 3 Millionen in diesem Jahr. Es fehlt daher an allem, wie Wohnungen, Elektrizität, Wasser, Beförderungsmitteln und flüssigem Geld . . .

Das deutsche Element ist in Brasilien sehr geschätzt, und es ist besonders im Staate Sao Paulo, wie in den Staaten Parana, Santa Katarina und Rio Grande do Sul stark vertreten. Hier in der Großstadt Sao Paulo wohnen etwa 100 000 Deutsche und Deutschsprechende. Das gesellige Leben der deutschen Kolonie, das durch die Kriegswirren behördlich ganz ausgeschaltet war, hat sich wieder entwickelt.

### Marokko sucht landwirtschaftliche Kräfte

Soweit uns bekannt wurde, hat die marokkanische Regierung dem Bundesministerium für Vertriebene in Bonn auf ihren Bedarf an Lehr- und Fachkräften in der Land- und Forstwirtschaft hingewiesen.

Der Personalbedarf umfaßt landwirtschaftliche Lehr- und Fachkräfte aller Art, einschließlich für Zoologie, Botanik, Agrarchemie, ferner Ingenieure für das landwirtschaftliche Maschinenwesen, Laborleiter, Statistiker, Landvermesser und Juristen sowie Tierärzte, Schlachtpersonal, Bewässerungsfachleute u. a. mehr. Grundsätzliche Voraussetzung für alle Bewerber ist die vollkommene Beherrschung der französischen Sprache. Bewerbungen sind direkt zu richten an das

Ministére de l'Agriculture
— Recrutement des Techniciens —
(Contrats de Droit Commun)
Rabat.

# Die Stadt Tilsit / Ostpreußische Geschichte am Beispiel einer Stadt

Es war Anfang 1409, als Kundschafter von jenseits der Grenze die alarmierende Nachricht von der wachsenden feindlichen Stimmung im vereinigten litauisch-polnischen Reiche ins Ordensland brachten, und daß der große Taaren-Chan seinem Freunde, König Wladislaw von Polen — ehedem hieß er Großfürst Jagaila von Litauen, erbittertster Gegner des Ordens — Reitertruppen gesandt habe.

Aus nicht unberechtigter Sorge gab Hochmeister Ulrich von Jungingen deshalb Anweisung, den Weiterbau der Splitterer Burg sofort einzustellen und dafür den Bau des „nuwen huszes of der Tilset" mit allen Kräften voranzutreiben. Aus den Komtureien Elbing und Marienwerder wurden zur Verstärkung weitere Bauhandwerker nach Tilsit beordert, und im frühen Frühjahr 1409 begab sich Ordenbaumeister Fellensteyn sogar persönlich nach Danzig und brachte von dort über Marienburg, Frisches Haff und Deime einige Lastkähne mit Baumaterial sowie neu angeworbene Bauleute zum Memelstrom. Zu jenen Zeiten war der Ritterorden großzügiger und am besten zahlender Auftraggeber im Land, und die Bauhandwerker verdingten sich daher immer wieder gern dorthin, wo Burgen gebaut wurden. Andererseits standen die Handwerker beim Orden auch in gutem Ansehen, und ihre Namen füllten die Tresslerbücher.

„Preußisch" genau bis in die kleinste Münze wurde auch die letzte Danziger Reise Nicolaus Fellensteyns abgerechnet: „item 77 mark 10 scot 3 denari dy Fellensteyn von uns enfing, als her dy muwerer hen of der Tylset furte und in das gelt of der erbit (Arbeit) gab und hindenoch an der erbit in abeslug (Abschlag) / item 2 mark vor gelochte ofensteyner zur Tylset, die ouch Fellensteyn von Danczk brengen lis / item 5 mark vor 2 schok hoksteyner (behauene Granitsteine) dy Fellensteyn von Danczk ken der Tylset brengen lis / item 5 firdung eyme schifman, der der muwerer gerethe von Danczk ken Marienburg furte, als sy of der Tilset zochen / item 10 mark vor ysen zu vensteren of dy Tylset, das der smedemeyster zu Danczk koufte / item 4 scot Thomas zu zerunge, als her mit den muwerern ken der Tylset zoch".

Der 1406 begonnene Tilsiter Burgbau war in seine Endphase getreten. Bei Sonnenschein und Regen werkten jetzt mehrere hundert Menschen auf der Baustelle zwischen Memelstrom und Tilsefließchen (damals in der Nähe der heutigen Königin-Luise-Brücke in den Strom mündend), die eher einem Heerlager glich; denn die Erinnerung an den Litauerüberfall auf die Burg Ragnit zu Weihnachten 1402 (fertiggestellt 1403) war noch wach, und alle trugen daher Waffen bei sich. Außerdem standen auf dem hohem Memelufer stets bewaffnete Ordensknechte auf Wacht gen Szemitenland. Zeitweilig erschien der Ragniter Komtur mit seinen Reisigen, beriet sich mit dem Burgpfleger Adam von der Kere und dem leitenden Baumeister, dem Danziger „muwerer" Hannes Bolle, diesen an die Einhaltung der Baupläne und Vorschriften mahnend.

Da Tilsit noch unbesiedelt war, wohnten die Bauhandwerker (Maurer, Zimmerleute, Steinhauer, Schmiede, Ziegelbrenner, Schindelmacher usw.) in Holzhütten neben dem Bauplatz. Die Entlohnung war sehr gut und die Verpflegung überreichlich, die Manneszucht streng. Im Gegensatz zu den Scharwerkern, den einheimischen Schalauern aus Splitter und aus dem „Hackelwerk", die — Männer wie Frauen — zum „Burgdienst" verpflichtet waren und Handlangerarbeit ausführen mußten, waren die Bauhandwerker Freie, die sich deshalb besonderer Privilegien erfreuten. Das „Hackelwerk" war eine vom Orden geschaffene, von dornigen Hecken umfriedete schalauische Ansiedlung. Die Einwohner wurden die „schalwen von der alden nuwe husze hachelwerg" genannt. Heute befinden sich dort „Tilsiter Freiheit" und Vorstadt Tilsit-Preußen.

In der „zigelschune" (an der heutigen Dammstraße) standen „zigelvorner Hans Pfilsmid" und seine Gesellen Tag und Nacht am „zigelofen" und „antwerteten uf den rasen" ununterbrochen die 30 cm langen, 15 cm breiten und 8 cm hohen hartgebrannten Ziegel. „Am donrstage vor fingisten" zahlte der Komtur an Meister Pfilsmid „2 mark uf rechenunge". Am Stromufer löschten Schiffe Kalksteine von der Insel Gotland, wo der Orden große Kalksteinbrüche besaß. Die Steine wurden an Ort und Stelle gebrannt und dem Mörtel so überreichlich Kalk beigemengt, daß er nach Jahrhunderten noch eisenhart geblieben ist, wenn auch die Ziegel schon allmählich verwittern.

Granitsteine wurden der Eile wegen zuletzt nicht mehr aus Danzig bezogen, sondern rohe Findlingsblöcke, teils riesigen Ausmaßes, aus der Labiauer Gegend von den Steinhauern auf der Baustelle zugerichtet. „Item 11 eyne halwe mark vor 12 steyne zu hauwen zur kochen of der Tylsyt, die hilden 46 elen, yo do vor dy ele 1 firdung." Noch heute lagern am Haffstrande und in den Äckern bei Labiau große Mengen solcher Findlinge, die mit den Urgletschern einst aus Nordland hierher kamen. Der Straßenbau halb Ostpreußens hat sich hier versorgen können.

Kleingeräte für die Bauarbeiten haben die Schalauer selbst aus Holz angefertigt und waren sehr billig: „item 2 scot vor 10 eymer / item 20 scot vor 1 schok mulden / item 15 scot vor 15 schuflen / item scot vor 30 schuflen".

Der Ritterorden war unumstritten ein Meister der Baukunst, standen ihm doch seit den Kreuzzügen jahrhundertealte Erfahrungen zur Verfügung. Der Baustil war immer dem jeweiligen Lande angepaßt, wo er baute, sei es in Palästina, Burgenland, Deutschland oder Preußenland. Alle Bauten waren gründlich durchdacht, zweckmäßig, praktisch und wehrhaft.

Wie alle Ordensburgen unserer Heimat bestand auch Burg Tilsit, etwas kleiner als der Komtursitz Ragnit, aus Vorburg und Hauptburg. In der nach Westen gelegenen geräumigen Vorburg mit Ausfalltor standen die Stallungen, Werkstätten und Wirtschaftshäuser, in deren Obergeschossen sich die Wohnungen der Handwerker und Ordensknechte befanden. Die Außenwände dieser Gebäude waren zugleich die Burgmauern mit Wehrgang und Zinnen. Auf den vier Ecken der ganzen Burganlage standen zudem kleine Türmchen. Über den tiefen, von der Tilse gespeisten „Hausgraben" gelangte man über eine Zugbrücke durch ein Tor mit eisernem Gatter in die Hauptburg. Hier stand inmitten eines großen freien Platzes, dem „Parcham", das trutzige Hochschloß, von den Ordensbrüdern auch „husz" (Haus) genannt. Rund um den Parcham zogen sich gleichfalls 18 bis 20 Fuß hohe Mauern mit Bastionen und Wehrgängen. In der Südwestecke des Parcham war ein halbrunder Turm mit Verlies, in einer anderen Ecke die Begräbnisstätte der bei Belagerungen gefallenen Burginsassen. Die Keller des Hochschlosses waren sehr tief — die granitenen Fundamente ca. 2,50 Meter stark — und enthielten Vorratsräume und Waffenkammern, konnten in Notzeiten aber auch das Burgvieh aufnehmen. Der Zugang war aber nur vom Parcham aus möglich. In das Schloß führte gleichfalls ein stark gesichertes Tor mit Wachstube. Im Erdgeschoß waren die Burgküche und die Schlafräume der niederen Dienstgrade. Es waren nur kleine Lichtschlitze in den Mauern vorhanden. Zum Obergeschoß gelangte man nur mittels einer einfachen Holztreppe vom Parcham aus, die notfalls leicht eingezogen werden konnte. In diesem Stockwerk lagen der Konventsremter für die gemeinsamen Mahlzeiten der Ordensherren, der gemeinsame Schlafsaal (Dormitorium), Krankenstube (Firmarie), der Wohnraum des Burggebietigers und die Burgkapelle sowie Waffenkammern. In der Tilsiter Burg war Kaminheizung, jedoch findet man in großen Ordensburgen in Ostpreußen auch schon — Heißluftheizung. Inmitten des Hochschlosses war der von einem Säulengang umgebene Hof von je vier Ruten Seitenlänge mit einem abgedeckten Brunnen.

Die ganze Burganlage war sehr wehrhaft gebaut. 18 bis 20 Fuß, also über sechs Meter hoch waren die Burgmauern und über zwei Meter dick. Zwischen Innen- und Außenbau der Burgmauern war ein mit Steinbrocken ausgefüllter Hohlraum, in den man zudem noch heißen Kalk geschüttet hatte. Dadurch waren die Mauern eisenstark geworden und trotzten auch den schwersten Rammböcken. Die Burg Tilsit war quadratisch gebaut und hatte eine Seitenlänge von etwa je 95 Metern. Das ganze Mauerwerk der Burg war im gotischen Ziegelverband gemauert, bei dem bekanntlich ein sogenannter Läufer immer einem Binder folgt. Zur Verzierung der sonst wohl etwas nüchtern wirkenden roten Backsteinmauern waren Rautenmuster aus dunkelglasierten Ziegeln eingefügt.

(Wird fortgesetzt)

# DIE STILLE STUNDE

*Unterhaltungsbeilage der Ostpreußen-Warte*


## BILD OHNE RAHMEN

Erzählung von Margarete Kubelka

Von diesem Besuch bei Frau Mühlmann hatte ich mir nicht viel versprochen. Ich kannte sie nicht, aber ich war überzeugt, es würde sein wie immer, wenn man in die improvisierte Welt eines Flüchtlings kam, der einmal bessere Tage gesehen hatte. Frau Mühlmann würde sich wegen ihrer zusammengestoppelten Einrichtung entschuldigen und versichern, wie leid es ihr tue, mir keinen besseren Stuhl und keinen teueren Kaffee anbieten zu können, und ihr Blick, der doch um Verständnis bitten wollte, würde wie eine Anklage sein gegen den, dem das wahllose Geschick es vergönnt hatte, seine behütenden vier Wände zu behalten. „Ja früher", würde sie sagen, „vor fünfzehn Jahren, da hätten Sie zu mir kommen müssen, da würde ich Sie anders bewirtet haben."

Und dann würde eine endlose Aufzählung all der Dinge folgen, die einmal ihr Eigen gewesen waren, bevor der große Sturm alles durcheinandergewirbelt hatte. Und beim Erzählen würden die Dinge größer, schöner und unwiederbringlicher werden, als sie es je gewesen, würden strahlen und leuchten und das verbitterte Herz der Erzählerin mit ihrem Glanz ein bißchen erwärmen. Sie logen ja nicht, diese Menschen, die das Vergangene vor dem Beschauer aufpolierten zu unwahrscheinlicher Pracht, nein, das taten sie ganz und gar nicht. Das Verlorene selbst war es, das sich ihnen in diesem Lichte zeigte — sie hatten es einmal in Mühsal und Arbeit erworben, sie hatten darin ein Leben gelebt und Schicksale erlitten. Das war durch nichts zu ersetzen, und darum hängten sie ihr Herz an das Gewesene und schmückten es aus.

Ich fürchtete solche Zusammenkünfte, bei denen ich zwischen Mitleid und Abwehr schwankte; trotzdem ging ich mit zu Frau Mühlmann. Ich konnte es Brigitte nicht abschlagen, die zu der einsamen Frau eine Zuneigung gefaßt hatte und mich unbedingt an ihrer Freundschaft teilhaben lassen wollte.

Ich trat in das winzige Dachzimmerchen mit den schiefen Wänden, und dann kam alles ganz anders, als ich erwartet hatte. Zwar waren die Möbel unheitlich und auf Auktionen zusammengekauft, die Risse und Schrunden des blankgescheuerten Fußbodens verhüllte kein Teppich, und es roch unweigerlich nach Ersatzkaffee und billigem Schmalzgebäck. Trotzdem fiel kein Wort über all diese Dinge.

Frau Mühlmann trat uns entgegen und sagte, sie freue sich sehr, mich kennenzulernen. Brigitte habe ihr schon soviel von mir erzählt. Und ich spürte, daß diese Worte nichts mit den üblichen Höflichkeitsbeteuerungen gemein hatten, daß die Frau vor mir meinte, was sie sagte, und das machte es mir leicht, die erste Verlegenheit des Kennenlernens zu überwinden.

„Aber bitte, nehmen Sie doch Platz", sagte Frau Mühlmann und wies mit einladender Geste auf zwei wurmstichige Stühle, die einzigen, die im Raum zu finden waren. Und während sie diese Worte sprach, ging mit den schäbigen, zusammengewürfelten Dingen um uns herum eine seltsame Veränderung vor sich. Sie wichen vor meinen inneren Blicken zurück und machten der Einrichtung Platz, die Frau Mühlmann einmal besessen haben mochte und in die sie hineingehörte. Ich spürte die kultivierte, gepflegte Gastlichkeit eines Hauses, das nun vielleicht längst kahl und unbewohnt der Witterung anheimfallen mochte, saß mit Frau Mühlmann vor dem Kamin, in dem glosende Buchenscheite den Gast mit Wärme und Sicherheit zum Bleiben einluden, und schlürfte aus dünnem, zerbrechlichem Porzellan das Aroma erlesener Kaffeebohnen.

Nein, so war es nicht. Ich riß mich zusammen. Ich saß vor einer alternden, verhärmten Frau in unmoderner Kleidung, die mir mit schmalen, aber verarbeiteten Händen eine undefinierbare bräunliche Flüssigkeit in eine angeschlagene Tasse aus Steingut goß. Sie tat es mit der gleichen Sicherheit und Selbstverständlichkeit, wie sie vor Jahren den verwöhnten Gast in ihrer Heimat bewirtet haben mochte. Die Dinge um sie hatten sich verändert — sie war die gleiche geblieben.

Da fiel mein Blick auf das einzige Bild, das an der grob-getünchten, mit einem primitiven blau-weißen Muster versehenen Wand hing. Eine untergehende Sonne, die mit ihrer noch im Schwinden überwältigenden Kraft die alltäglichen einfachen Dinge einer Landschaft beleuchtet — ein echter ‚van Gogh'. Ich erkannte es sofort, und nun wußte ich auch, was gleich bei meinem Eintreten mir diesen dürftigen Raum so sympathisch gemacht hatte.

„Ein ‚van Gogh'", sagte ich anerkennend. „Haben Sie ihn retten können?"

„Ja", bestätigte meine Gastgeberin. „Er steckte ursprünglich in einem breiten vergoldeten Rahmen. Dann kamen die Polen und haben das Bild herausgerissen und den Rahmen, den sie für sehr wertvoll hielten, mitgenommen. Ich habe das Bild zusammengerollt und durch all die Fährnisse mit mir getragen. Es ist mein liebster Gefährte geworden."

Und plötzlich wußte ich, was an dieser bescheidenen Frau vor mir so bemerkenswert war: Auch sie war ein Bild, das Willkür und Zufall aus dem Rahmen gerissen hatten, aber niemand würde es wagen, seine Echtheit und seinen Wert je in Zweifel zu ziehen.

Ich war sehr schweigsam, als wir durch den regnerischen Abend nach Hause gingen. Brigitte sprach mich nicht an. Sie wußte, daß Begegnungen Zeit brauchen. Ihr war es ebenso ergangen.

## Wir wollen nicht hassen

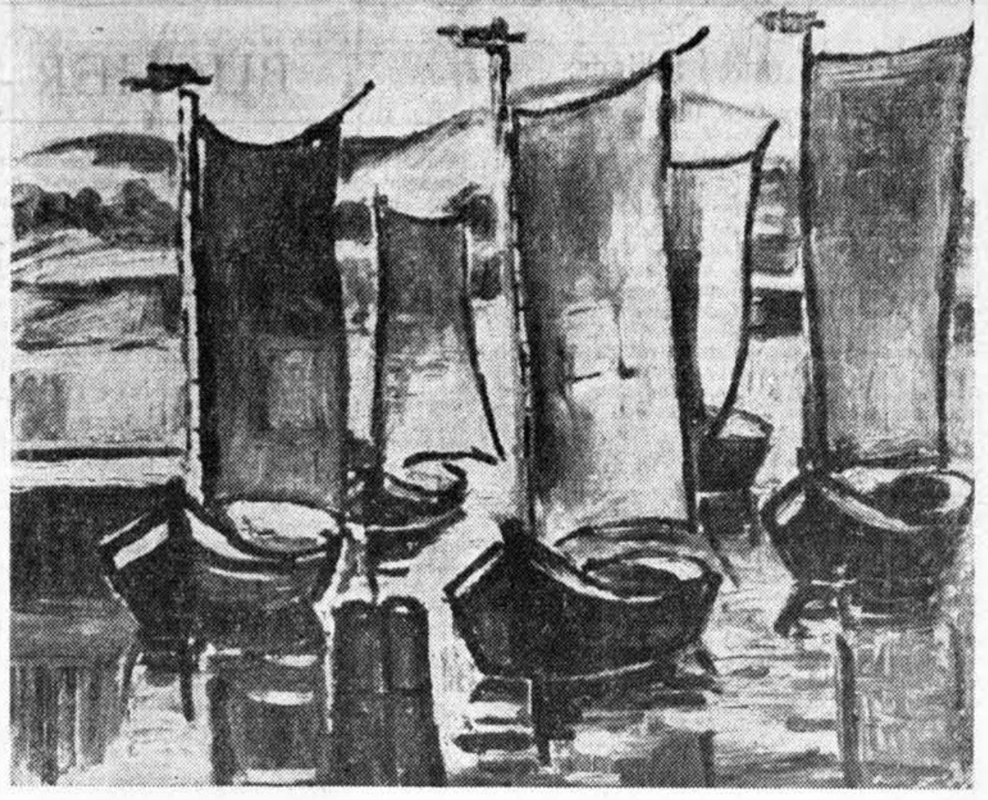
Wir sind nicht allein. Dreißig Millionen Menschen in Europa haben keine Heimat. Dreißig Millionen mal Abschied, dreißig Millionen Klüfte menschlicher Tragik. Was bedeutet dem gegenüber ein Einzelschicksal? Es ist unmöglich, dem Erleben des Einzelnen gerecht zu werden, doch ist sein Schicksal dem der Vielen angeglichen. Einer spricht da für Tausende. In diesen Jahren wurde mehr noch als der Einzelne das gesamte Menschtum beleidigt, wenn auch der Einzelne sein Los selbstverständlich für sich in den Vordergrund stellte.

In der Erinnerung liegt der Maßstab. In ihr sieht manches Erlebte weniger grausam aus. Man lebt weiter, gewinnt Abstand und ist sogar fähig, über Begebenheiten, die einstmals Erschütterung bedeuteten, sachlich zu urteilen und oft sogar zu lachen. Dieses Lachen ist unsere große Stärke, weil hinter ihm die neugewonnene Freude am Leben steht, das Überwindende und das allmählich in den Hintergrund tretende der todesbringenden Spannung.

Es ist nicht gut, Haß zu tragen. Dies Schicksal war uns bestimmt — wer kennt seinen tieferen Grund und weiß, wozu er es erleben mußte? Es geht nicht an, daß dreißig Millionen Menschen in Europa hassen. Gerade der Haß gehört zu den negativen Gefühlen des Menschen, die sich nicht produktiv, sondern höchstens vernichtend auswirken. Es ist genug vernichtet worden in den letzten Jahren, und das Leben beginnt nach jeder Epoche immer wieder von neuem. Deshalb müssen wir den Haß begraben.

Wir wollen kämpfen und unser Recht verteidigen, wir wollen warten und arbeiten — aber wir wollen nicht hassen.

*E. Klonki*



*Hellmuth Grammatzki / Am Kurischen Haff (Öl)*

## Das Schneewunder / Von Edith Mikeleitis

„Eine Mauer um uns baue", spricht das alte Mütterlein ..." Dieser einfältige Vers gerät immer wieder zwischen meine Gedankenreihen, die ich für eine gewisse Arbeit aufzurichten suche. Längst weiß ich nicht mehr, aus welchem Schulgedicht er stammt. Nur soviel, daß eine alte Frau ihr Dorf vor der sich nähernden napoleonischen Soldateska durch ihr Gebet rettete. Das Unglaubhafte geschah: Dichter Schneefall richtete eine Mauer auf, hinter welcher die Gemeinde als eine der wenigen vom Krieg verschont blieb.

Ich weiß auch, warum dieser Vers sich mir aufdrängt, wenn ich in den ununterbrochenen Schneefall hinausschaue. Ich habe das Schneewunder der alten Frau selbst erlebt. Im Februar 1919 — ein Gutshaus an der damaligen russischen Grenze — sassen wir Kinder am Ofen gekauert im Wohnzimmer und warteten auf etwas Unheimliches, was geschehen würde.

Es lag Unheil in der Luft. Zwar hörten wir nur halbe Andeutungen, weil die Erwachsenen nicht recht mit der Sprache heraus wollten. Vielleicht wußten sie selber nichts Bestimmtes. Nur die Gefährdung unseres ganz dem Zufall anheim gestellten Lebens nach einem verlorenen Krieg inmitten eines plötzlich feindlich gewordenen Landes spürten wir deutlich. Was vor wenigen Wochen noch unser Eigentum gewesen, besaß keinen Schutzwert mehr für uns, und die Gutsarbeiter, vor kurzem noch vertraut, wurden zu lauter gefährlichen Rätseln, schweigsam, fremd, undurchsichtig. Ich hatte mit ihnen polnisch gesprochen, weil ich ihre Sprache von klein auf kannte wie die deutsche. Doch wenn ich mich jetzt an sie wandte, antworteten sie steif, mit unbewegtem Gesicht, abwesend. So viel hatte ich nun erkannt: ein Mensch ohne den Schutz der Gemeinschaft ist ein Nichts, und ein verlorener Krieg bedeutet den Verlust des Rechts.

Nur Sofia, die Tochter des polnischen Dorflehrers, blieb mir treu. Wir hatten immer miteinander verkehrt, beide im gleichen Alter und der Musik ergeben. Sie hatte mir ihren Nationalkomponisten Chopin nahegebracht und mich auch den Krakowiak tanzen gelehrt. Seit Tagen jedoch hatte ich sie nicht gesehen. Wahrscheinlich durfte sie nicht zu mir kommen, wie auch ich es nicht wagte, mich aus dem Hause zu entfernen. Die Erwachsenen hatten ihre Feindschaft zwischen uns aufgerichtet.

Doch an jenem Tage öffnete sich um die Mittagszeit die Tür, und Sofia schlich sich zu uns ins Zimmer. Wer weiß, wie sie es fertig gebracht hatte, zu kommen. Sie kannte allerdings die Löcher im Gartenzaun, hinter Sträuchern verborgen, die uns Kindern viele Möglichkeiten geboten hatten. Ich rief sie glückselig an, und sie kauerte sich zu mir auf die Bank und saß eine Weile ganz still. Dann sagte sie: „Die polnische Miliz ist unterwegs. Schlimme Leute, sagt Vater. Neue Leute. Sie werden keinen Deutschen verschonen."

Dann küßte sie mich und lief davon.

In mir erstarrte das Leben vor Schreck. Meine Vorstellung malte deutliche Bilder von feindseliger Soldateska, auf uns gerichteten Gewehrläufen, von Verschleppung und Tod. Als meine Eltern eintrafen, erzählte ich zitternd, was ich wußte. Aber beide schienen etwas ähnliches erwartet zu haben. Sie blieben stumm. Was sollten sie auch tun? Es gab keinen Ausweg. Flucht war unmöglich. Flucht zu vieren im Wagen — wohin? Überall feindlicher Boden...

Lange blieb ich in meiner Erstarrung. Doch allmählich begann das Leben in mir wieder zu erwachen, und dann spürte ich es plötzlich heiß aus mir fluten, eine Welle angstvollen Flehens um Hilfe, stumm, eindeutig, zusammengefaßt wie ich nie zuvor einen Gedankenstrom in mir gefühlt hatte. Das Gesicht in den Händen verborgen, hatte ich mich von allem abgewandt, was mich umgab, aber ich wußte nicht, daß ich betete. Beten war bisher ganz anders gewesen. Beten — das hieß einen gelernten Vers hersagen, kaum berührt von seinem Inhalt. Jetzt war kein Vers zur Hand. Doch das ganze Innere schien zu einem ungeheuren Anlauf zusammengerafft, der gegen das Unendliche vordrang.

Als dieser Strom langsam abebbte, wurde es still und klar in mir. Ich weiß, daß eine Art Frieden mich durchdrang, wie ich ihn nie zuvor erfahren hatte. Meine Augen vermochten wieder das Nahe zu sehen, und ich erblickte durch das Fenster einen so dichten Flockenfall, daß die Bäume vor dem Haus dahinter nicht mehr zu erkennen waren. Dieses Schneetreiben dauerte zwei Tage und zwei Nächte lang.

Überflüssig zu erwähnen, daß die polnische Miliz nicht zu uns kam. Wir hörten später, als eine andere Behörde uns längst die Ausreiseerlaubnis erteilt hatte, daß an jenem Tage die berüchtigte Miliz die benachbarten Gutshäuser übel zugerichtet und die deutschen Bewohner verschleppt hatte. Es mag alles nur Zufall gewesen sein — aber verstehen wir **das Wort „Zufall" nicht falsch? Zufall — das ist das, was uns zufällt. Und wer regelt das Gesetz des Zufalls?**

Bis zum letzten Tage traf ich mich heimlich **mit Sofia, und beim Abschied schwuren wir uns ewige Freundschaft.**

## Opa Kolupschik und der Wolf

Von Heinz Steguweit

Einmal war ein Wolf über die Grenze gekommen und die Schafherden im masurischen Land hatten das Zittern. Was half es, der Appetit des heulenden Wildes war mächtiger als alle Wachsamkeit, und also geschah es immer wieder, daß bald ein Lamm fehlte, bald auch eine Gans in den Dörfern, deren Menschen sich zu nächtlicher Stunde kaum ins Freie wagten.

Allein Großvater Kolupschik, der alte Hüne mit dem Schalksgesicht und der Bärenfaust, der wahrte seinen Standpunkt: „Leute", sagte er, und sein Atem duftete nach Pfeife, „Leute, wenn wir das Biest nich fangen tun, hernach kommt's mit einem Rudel an. Ich kenne die Camorra aus der Steppe!"

Tatsächlich war Großvater Kolupschik eines Abends verschwunden. Spurlos verschwunden. Kein Schießeisen hatte er, nicht mal einen Korkenzieher. Nein, als die Nachricht gekommen war, daß in seinem Dorf Tulpönen der streunende Wolf gleich zween Kühe gerissen hatte, war's dem alten Herrn zuviel. Also machte er sich, einen strikten Plan im Kopf, auf den Trab — und nun lag er irgendwo auf der Lauer.

Seine Söhne sorgten sich sehr. Und seine Töchter und Enkel, im ganzen bald dreißig an der Zahl, hatten das Fürchten und beteten zu allen Namen des Himmels.

Opa Kolupschik hockte unterdessen in einem hohlen Baum, knapp eine Meile vor dem Ort. So weit und geräumig war der leere Stamm, daß man von oben in den Stumpf hineinschlüpfen konnte. Und daß man auch wieder hinauszuklettern vermochte, wenn das Gehäuse zu langweilig wurde.

Die Baumhöhle hatte der graue Kolupschik gewählt, weil erstens die wölfische Fährte hier vorüberlief und weil zum anderen die Rinde des Stammes in Kniehöhe ein Loch hatte, ein Astloch nämlich, durch das man hindurchlangen konnte mit der Faust.

Niemand hätte den Großvater Kolupschik, der die siebzig längst hinter sich hatte, gescheiter machen dürfen, als er von Natur aus war. Denn, man glaubt es kaum, der alte Patron dachte nicht daran, die schwere Not zu kriegen, er knurrte nur, in der Baumhöhle stehend wie ein Wachtposten, immer wieder vor sich hin: „Wollen mal sehen, wer hier was zu melden hat, der Wolf oder Opa Kolupschik!"

Es war um Mitternacht, der Mond stand hoch und das Moos duftete vom Tau, als der Wolf näherkam. Man hörte seine Schritte zwar nicht, wohl aber sein Schlackern und Schnüffeln; auch roch der Kerl verheerend nach Gier.

Und er witterte den einsamen Menschen im Baum. Er umkreiste den Stamm. Zuerst mit Vorsicht und auf einige Entfernung. Bald immer enger, bis Opa Kolupschik am Astloch den heißen Atem verspürte. „Freundchen", flüsterte der alte Genoß, „Freundchen, nu lauf man noch'n bißchen rundum..."

Der Isegrimm tat, als verstünde er die Sprache jenes Opfers, das ihm schon behagte. In diesem Augenblick aber, als das Tier mit dem buschigen Schwanz die Rinde passierte, in diesem Augenblick — Opa Kolupschiks Herz blieb stehen vor Aufregung — flutschte des Mannes Hand durchs Astloch, packte die Rute fest und zog sie herein ins hölzerne Verlies. Er griff sie so jach, so unerbittlich, so ausdauernd, daß er schwitzte. Und er kurbelte das Ding immerzu nach rechts, wie den Schwengel einer Drehorgel. Nahm die linke Faust dabei zur Hilfe, drehte den Schweif so gründlich, als wollte er ihn wringen...

Dazu geschah das Geheul des bösen Tieres, das mit einem Male aus dem Walde stob, indes Großvater Kolupschik, die Wolfsrute wie eine Trophäe in der Hand, aus dem Baume klomm und nach Hause lief, wo man ihn bebend erwartete.

„Ich habe ihm Mores gelehrt, Leute. Nu reicht mir'n doppelten Pillkallener, denn ein Vergnügen war es eben nicht!"

## Für eine menschenwürdige Zukunft / Gedanken von Reinhold Schneider

„Wer heute Schwert sagt, meint den Tod der Völker in unaussprechlichem Grauen; er meint ein Nein an Jesus Christus, das sich nicht überbieten läßt. Die Wiederherstellung der Gerechtigkeit durch die Waffe dieser Zeit ist ein Greuel in Ewigkeit."

*

„Es geht nicht darum, ob die Waffen angewendet werden oder nicht; das Erfinden, das Denken, das Herstellen der Waffen ist Sünde."

*

„Der Zwang zum Soldatenstande ist durchaus unvereinbar mit dem Bilde des seinem Gewissen in Wahrhaftigkeit unterworfenen Menschen, von dem allein zu erwarten ist, daß er der Menschheit eine menschenwürdige Zukunft zu erkämpfen vermag."

*

„Das Unrecht, das im Namen Christi geschieht und in Ordnungen, die sich christlich nennen, muß der Christ rücksichtslos anklagen."

# BÜCHER - die uns angehen

## Teufel und Heiliger

**Josef Toman : DON JUAN. Roman. Verlag Deutsche Volksbücher, Stuttgart. 512 Seiten, Ganzln. DM 15,80.**

Wer, verführt durch den Titel, nach diesem Band greift, hoffend, mit der Lektüre einige müßige Stunden lang auf ebenso leichte wie prickelnde Weise unterhalten zu werden, wird enttäuscht sein: denn er wird dem Don Juan landläufiger Vorstellung nicht begegnen, nicht einmal dem Namen nach. An dessen Stelle findet er als Mittelgestalt den Knaben, Jüngling, Mann und Greis Don Miguel Graf de Manara, Teufel und Heiliger, geliebt und gehaßt in gleicher Weise. Um ihn baut der Dichter (und man spürt es nach wenigen Seiten: hier ist ein Dichter am Werk) ein Kolossalsitten- und -zeitgemälde aus dem Spanien des 17. Jahrhunderts, dessen Stern im Verlöschen ist. Kriege und rücksichtslose Eintreibungen pressen das Land immer mehr aus, lassen es verarmen, züchten neben den Feudalschichten des Landes ein Millionenheer von Bettlern und Elenden. Krank ist alles an dieser Zeit: Inquisitionstribunale und Gotteslästerungen; alles steigert sich ins Extrem. Die Sitten lockern sich, aus dem Schmutz kommt das schreckliche Gespenst der Pest über die Städte. Graf Manara ist nur ein Spiegelbild seiner Zeit, er ist das Gefäß für alle diese Erscheinungen. Zum Priester bestimmt, durchbricht er das Verlogene und Heuchlerische, das wie feuchter Schwamm um Kirche und Glauben wuchert; über eineinhalb Jahrzehnte jagt er dem Glück nach, der reinen Liebe, die ihm die unmittelbare Berührung mit Gott bringen soll. Frauen zeichnen seinen Weg, glückliche und mehr noch unglückliche, geschändete Mädchen, betrogene Ehemänner, im Zweikampf Erschlagene — Blut und Haß. Der Schrecken geht seinem Namen voraus. Längst ist er kein Suchender mehr: ein wildes Tier, ein Teufel. Da begegnet ihm in dem Mädchen Girolama das Urbild seiner Sehnsucht, und es hat den Anschein, als sollte sich nun alles doch noch zu einem glücklichen Ende wenden. Aber jetzt, herausgenommen durch das Glück dieser Liebe aus seinem bisherigen Leben, steht in seinem Gewissen die unermeßliche Schuld dieser Jahre auf, hetzt ihn die Angst. Er flieht mit Girolama in die Berge; das unwirtliche Klima wirft die zarte Frau auf das Totenbett. Miguel ist ein Zerbrochener, er sieht keinen Sinn mehr, durch Selbstmord versucht er der Geliebten zu folgen. Aber der Tod nimmt ihn nicht an. Langsam vollzieht sich in ihm nun die echte Umkehr: er tritt als Bruder in den Orden der Caridad ein. Hier wird er ein Diener der Aermsten und Elendsten, der Kranken und Aussätzigen, der Verstoßenen der Gesellschaft, der Gefallenen und Verkommenen. Er verkauft seine Paläste und Besitzungen und baut mit dem Erlös in Sevilla eines der größten und modernsten Krankenhäuser seiner Zeit, die Böden belegt mit den Marmorplatten seines Palastes, und verpflichtet dafür die besten Ärzte Spaniens; ein Krankenhaus für die Ärmsten der Armen. Im Pestjahr 1679 stirbt er als letztes Opfer von Sevilla an der schwarzen Seuche, nachdem er zuvor unermüdlich in den Seuchenvierteln der Stadt unterwegs war, helfend, heilend und tröstend, Beispiel gebend. Man nannte ihn einen Heiligen.

Man liest das umfangreiche Werk in einem Atemzuge. Spannend die Handlung, in oft verwirrender Folge reihen sich die knappen Bilder. Historisch getreu der ganze Hintergrund, überzeugend, packend, verzaubernd. Die Sprache die eines Dichters von seltener Gnade. Bilder, wie dieses, bleiben unvergeßlich im Ohr: „Auf dem Dorfplatz loderten Feuer, und der Duft verbrannten Buchsbaumholzes reizte die Schnauzen der streunenden Hunde. Der Mond, die gelbliche Sichel, senkte sich in die Milchstraße und mähte die weißen Blumen."

Der tschechische Dichter Josef Toman schrieb dieses Werk bereits in den letzten Kriegsjahren (die tschechische Erstveröffentlichung 1944). Erst jetzt aber erkannte man die literarische Bedeutung dieses Buches. Zugleich mit der deutschen Uebersetzung (die in Franz Peter Künzel einen kongenialen Interpreten fand) erscheint das Werk in fünf weiteren Ländern, so auch in England und Norwegen.

Ein Buch, das wie selten ein anderes, größte Aufmerksamkeit verdient, ein Dichter, dem man viele Freunde wünscht. ejk

**Wolfgang Schwarz: DIE UNSICHTBARE BRÜCKE. Verlag Otto Aug. Ehlers, Berlin-Darmstadt. 175 S., Ln. DM 9,80.**

Ein neues Rußlandbuch des begabten ostdeutschen Autors, der vor Jahren mit dem Erlebnisbuch seiner sibirischen Kriegsgefangenschaft „Des Ostwinds eisiger Psalm" aufhorchen ließ. — Hier erzählt Wolfgang Schwarz die Geschichte seines russischen Mitgefangenen David, wie er sie ihm in einem Bergwerk am Altai erzählt hat. Im Hintergrund dieser Erzählung ersteht die jüngste russische Geschichte, von den Revolutionsjahren angefangen. Die unsichtbare Brücke steht symbolisch für seinen kometengleichen Aufstieg, zudem aber auch für seinen jähen Absturz in die Tiefe: einmal war es die unsichtbare Pontonbrücke über die Wolga, die die deutsche Front im Osten aufbrach und die Gegenoffensive der Sowjets einleitete, das andere Mal jene unsichtbare Brücke, die er als General bei den Waffenstillstandsverhandlungen dem besiegten Gegner schlagen wollte. Beide ein entscheidender Wendepunkt in seinem Leben: Aufstieg und Sturz. In der Hölle Sibiriens aber fand er den Sinn des Lebens, fand die unsichtbare Brücke seine letzte Ausdeutung, und er baute an ihr: daß die Menschen zueinander finden können. Ein Buch, das, wie kein anderes, unserer Zeit not tut. -ejk-

## Zwei neue Elbinger Hefte

**Helmut Hildebrandt: DAS BORDTAGEBUCH DER „MÖWE". Nr. 24 der Reihe „Elbinger Hefte", hrgg. von Dr. Fritz Pudor. 52 S., 3 Kunstdrucktafeln, DM 3,30.**

**Hans-Jürgen Schuch: WIEDERSEHEN MIT ELBING. Nr. 25 der Reihe. 55 Kunstdruckseiten mit 29 Abb., DM 3,90.**

Die „Möwe" vermittelte Jahrzehnte hindurch neben einigen anderen Dampfschiffen den Personenverkehr zwischen Elbing und dem auf der Frischen Nehrung gelegenen Ostseebad Kahlberg. An diese Zeit knüpfen die Jugenderinnerungen des Verfassers an. Im zweiten Weltkrieg hatte die „Möwe" — vor allem gegen Kriegsende — andere Aufgaben zu erfüllen. In der Rettung von Vertriebenen und Verwundeten hat ihre Besatzung anerkennenswerte Leistungen vollbracht, bis das Schiff selber zu einem „Vertriebenen" wurde. Das Bordtagebuch gibt darüber manche bemerkenswerte Auskunft, mehr aber noch die sehr lebendige Plauderei des Verfassers mit dem Kapitän der „Möwe". In dem Einzelschicksal des Dampfers rollt ein düsterer Zeitabschnitt ab, dessen schwerwiegende Auswirkungen heute ebenso ungewiß sind wie die Zukunftsaussichten des Schiffes.

In die Gegenwart, in das zurzeit polnisch verwaltete Elbing, führt Heft 25 hinein. Hans-Jürgen Schuch hat sich vor einiger Zeit gründlich in seiner Heimatstadt umgesehen und — abgesehen von der Landschaft — insgesamt kein erfreuliches Wiedersehen gehabt. Trotz einiger Ansätze ist im Wiederaufbau der Stadt noch nichts Entscheidendes geschehen. Diese Feststellung trifft nicht die heute im Stadt- und Landkreis lebende polnische Bevölkerung, sondern die mit der Verwaltung beauftragten Stellen. Der Verfasser besuchte auch den Elbinger Landkreis und gibt davon und von seinen Ausflügen nach Marienburg und Danzig gleichfalls seine Eindrücke wieder. Zahlreiche Abbildungen unterstreichen die sachkundige und von starker Heimatliebe erfüllte Schilderung in wirksamer Weise.

**Herbert Wessely: SCHMALER PFAD. Lyrik und Prosa. Bogen-Verlag, München-Stuttgart. 48 S., Pappbd. DM 3,20.**

Eine Handvoll Gedichte mit eingestreuten kleinen Schilderungen, die das innige Verhältnis des Dichters zur Natur und den stummen Dingen um uns spürbar werden lassen. Zeilen wie diese: „Halme spürt die Haut" oder „über dem blauen Berg beginnt der Mond zu blühen" lassen beglückt erkennen, daß Wessely zu diesem unzeitgemäßen und schon viel beanspruchten Thema manches neu und durchaus zeitgemäß zu sagen weiß. Keine laute Stimme, aber eine Stimme, der man sich getrost anvertrauen kann. -ch

## Arabische Welt

**Erich Kern: ALGERIEN IN FLAMMEN. Ein Land kämpft um die Freiheit. Plesse-Verlag, Göttingen. 384 S., 24 Bildseiten. Ln. DM 16,80.**

Ein überaus fesselndes Buch — eine Verbindung zwischen Tatsachenbericht und Eigenerlebnis. Es behandelt die Geschichte des algerischen Freiheitskampfes von 1830 bis zum heutigen Tage. Abseits der offiziellen Versionen und zweckgelenkter Propaganda spürt Kern den Hintergründen des algerischen Dramas nach und schrieb eine atemberaubende Geschichte, die uns aufhorchen läßt. Hier zeigt es sich wieder einmal, wie tief die Kluft zwischen den allgemein bestehenden Vorstellungen und der Wahrheit ist. Das Buch trägt dazu bei, daß vieles, was in unserer Zeit geschieht, in Verbindung mit einem der brennendsten Probleme der Weltpolitik besser verstanden wird. G.

**Freda Utley: ARABISCHE WELT — OST ODER WEST. Plesse-Verlag, Göttingen. 232 S., Ln. DM 12,80.**

Die bekannte Autorin des weltbekannt gewordenen Buches „Kostspielige Rache" schrieb hier ein hochaktuelles Buch, das die gesamten Spannungsprobleme im nahen Osten erschöpfend kommentiert, und so der Erhaltung des Friedens dient. Der Schauplatz des kalten Krieges hat sich in unmittelbarer Fortführung des zweiten Weltkrieges aus dem fernen Ostasien nach dem Nahen Osten verlagert und ist im Begriffe, zur größten Gefahr für den Frieden zu werden. Freda Utley umreißt in ihrem neuen Werk alle Probleme, die die Gefahr im Nahen Osten auslösen, und zeigt mutig die Hintergründe auf, die zu den jüngsten Entwicklungen in dieser Weltgegend führten. G.

## 40 Jahre Lehrer in Ostpreußen

**Rinteln.** Am 8. Januar feierte in körperlicher und geistiger Frische Lehrer i. R. **Richard Krups** seinen 80. Geburtstag. Geboren in Laugendorf/Ostpr., war er über vierzig Jahre in seiner Heimat im Schuldienst tätig, zuletzt dreißig Jahre als erster Lehrer in Kulsen, Krs. Angerburg.

Als der Jubilar 1945 mit seiner Familie aus der Heimat fliehen mußte, fand er zunächst für ein Jahr in Schleswig-Holstein eine Zuflucht, siedelte aber schon 1946 nach Niedersachsen über, wo er jetzt schon seit 1950 in Rinteln bei seiner Tochter, die als Studienrätin an der Hildburgschule wirkt, lebt. Der Jubilar, der lange Jahre am ostpreußischen Mundartwörterbuch mitarbeitete, war in seiner Heimat als guter Lehrer bekannt, verehrt von seinen Schülern; noch heute melden sich ehemalige Schüler und von ihm unterwiesene Junglehrer bei ihm. Mögen diesem rüstigen ostpreußischen Schulmann noch recht viele Jahre in Gesundheit und geistiger Regsamkeit beschieden sein.

## Schulmann und Imker

**Westerstede.** Am 4. Januar konnte Hauptlehrer i. R. **Adolf Behrendt** seinen 80. Geburtstag feiern. Der Jubilar stammt aus Bieberstein, Krs. Gerdauen, nahezu vier Jahrzehnte hat er an der Schule in Mertensdorf, Krs. Bartenstein, als Schulleiter gewirkt, wo er mehrere Jahre hindurch auch als stellvertretender Bürgermeister tätig war. Neben allen schulischen Dingen galt seine Liebe den Bienen, im Durchschnitt konnte er 60 bis 80 Völker sein eigen nennen. Lehrer Behrendt war auch Vorsitzender des ältesten ostpreußischen Imkervereins. Auch in seiner neuen Heimat hat ihn diese Liebe nicht verlassen, wenn auch die Zahl der ihm gehörenden Bienenvölker heute bei weitem nicht mehr so groß ist wie ehemals in der Heimat.

Der Jubilar kam nach der Vertreibung im Jahre 1945 in den Oldenburger Raum. Im Mai 1956 konnte er mit seiner Ehefrau Margarethe geb. Nierenheim das Fest der goldenen Hochzeit feiern. Von den drei Söhnen, die dieser Ehe entstammen, ist einer im letzten Krieg gefallen, der zweite wirkt als Direktor einer Baugesellschaft in Argentinien, während der dritte als Kreisrechtsrat in Jever tätig ist.

Lehrer Behrendt erfreut sich in seiner neuen Heimat nicht nur größter Beliebtheit unter seinen heimatvertriebenen Schicksalsgefährten, die der im BvD als Vertrauensmann vertritt, sondern in gleicher Weise auch unter der einheimischen Bevölkerung.

## Dank an Elbinger Polizeibeamten

Am letzten Tag des alten Jahres trug Polizeimeister Emil Rombusch zum letzten Male die Polizeiuniform: nach fast 42jähriger Dienstzeit wurde er von Polizeirat Boesch in den wohlverdienten Ruhestand verabschiedet. Der Polizeirat lobte in der Abschiedsrede die Besonnenheit, Umsicht, Gewissenhaftigkeit und große Pflichttreue dieses Beamten.

Rombusch, der zuletzt im Sektionsbezirk Deichhorst tätig war, trat 1920 in die Schutzpolizei in seiner Heimatstadt Elbing ein. Er verrichtete seinen Dienst zum größten Teil in Ostpreußen, bis er 1947 als Vertriebener nach Westerstede verschlagen wurde. Im Jahre 1955 wurde er nach Delmenhorst versetzt, wo er bis zum Eintritt in den Ruhestand wirkte.

Polizei-Hauptkommissar Kinny, der Leiter des Polizeiabschnitts Delmenhorst, betonte in seiner Ansprache, es freue ihn ganz besonders, daß die Polizei so viele heimatvertriebene Kameraden in ihren Reihen hat. Die Polizei in der Bundesrepublik habe sich in ganz besonderem Maße der vertriebenen Kollegen angenommen. Im Namen der Delmenhorster Polizei überreichte er dem Polizeimeister ein Präsent. Ebenso Polizei-Obermeister Eilers, der ihm im Namen der Polizeigewerkschaft ein Buch überreichte.

## Kameradschaft Luftgau I

### Unser Suchdienst

Wer kannte den Zahlmeister **Hugo Boehlke** von der Verwaltung Lgk I und kann über dessen Beamteneigenschaften bezw. seine Tätigkeit definitive Angaben machen? Zur Regelung ihrer Versorgungsansprüche sucht Frau Boehlke ehem. Kameraden, welche durch entsprechende Angaben helfen können. Angaben erbittet der Schriftführer der Kameradschaft, Wilhelm Gramsch, Celle, Waldweg 83.

Wer kann dem ehem. Flugwerkprüfer **Paul Sahlmann** seine Dienstzeiten bezw. seine Einstufung nach TOA bestätigen? Sahlmann hat seine Lizenz im Jahre 1939 in Jüterbog erworben und war dann bei der Prüfgruppe der Werft in Heiligenbeil tätig. Er braucht diese Bestätigung dringend für seine jetzige Tätigkeit. Angaben erbeten an: Paul Sahlmann, Münster/Westf., Kampstraße 22.

Dipl.-Ing. **Max Laskowski** war vom 1. Juni 1937 bis 21. November 1939 als Sachbearbeiter für Luftschutz usw. bei der Baugruppe des Lgk. I tätig. Infolge falscher Anschuldigungen wurde Laskowski von der Gestapo verhaftet, verlor seine Stellung, obwohl er wieder in Freiheit gesetzt wurde. Als Schwerversehrter des Weltkriegs 1914/18 ist er erst kürzlich als Spätaussiedler aus Ostpreußen gekommen und besitzt keinerlei Papiere, die über den Erwerb seines Diploms oder seine damalige Tätigkeit und seine Entlassung Aufschluß geben könnten. In diesem Zusammenhang werden gesucht: Reg. Oberbaurat Natalis als Chef der Baugruppe, Baurat Holtz, der Registrator Otto Kemsis und der Ang. Ernst Bando, welche hierüber erschöpfende Auskunft geben könnten. Laskowski hat seit 1945 noch 13 Jahre unter Russen und Polen gelebt und dadurch gesundheitlich und wirtschaftlich sehr gelitten. Angaben erbeten an: Dipl.-Ing. Max Laskowski, Rastatt/Baden, Leopoldring 8, Kreislager oder an den Schriftführer der Kameradschaft.

Der ehem. Werkmeister der Lw **Wilhelm Schrade** hat 1942 bei der Höheren Fl. Techn. Schule in Jüterbog die Werkmeisterprüfung mit Erfolg abgelegt. Er war in der Folgezeit bei den Werften Seerappen und Gutenfeld tätig. Für die Prüfung und seine Tätigkeit braucht er den Nachweis. Wer kann Kam. Schrade durch Angaben helfen? Mitteilungen erbeten an: Wilhelm Schrade, Krefeld-Uerdingen, Hohenbudberger Straße 31 oder an den Schriftführer der Kameradschaft.

# Echter „Tilsiter" aus Niedersachsen

**Geheimrezept aus der Heimat mitgebracht — Den Norddeutschen zu scharf**

Wir folgen gern dem Reporter der „Zevener Zeitung", der kürzlich unseren Tilsiter Landsmann, den Käsemeister Alfred Reiniger, in seinem Betrieb in Schwarmstedt am Rande der Lüneburger Heide aufgesucht hat. Er schreibt:

Milch hält nicht jeder für ein köstliches Getränk. Aber selbst der „eingefleischte" Milchgegner wird seinen Prinzipien meistens untreu, wenn sich ihm die Milch in Gestalt von Käse repräsentiert. Käse ist ein Volksnahrungsmittel wie Brot, Butter oder Wurst, dessen Verbrauch in den letzten Jahren erheblich stieg. Zu verlockend ist aber auch die Auswahl der vielen Käsesorten, vom weißen Schichtkäse, der dem Ausgangsprodukt Milch noch am nächsten ist, über die vielen delikaten Weichkäsesorten bis zu den mannigfachen Arten des Schnitt- und Reibkäses.

Eine der ältesten bekannten Käsesorten ist der „Tilsiter", so genannt nach seiner ursprünglichen Herkunftsstadt in Ostpreußen, wo man jahrzehntelang das Geheimnis seiner Herstellung hütete. Als nach dem Zusammenbruch die Heimat des „Tilsiter" hinter den Eisernen Vorhang gerückt war, wunderte sich mancher, unter dem nach der Währungsreform wieder reichhaltig gewordenen Käseangebot auch den Namen „Tilsiter" zu finden.

Man war skeptisch. War es nur eine mehr oder weniger gelungene Nachahmung? Das ist nicht der Fall. Es gibt auch heute noch echten Tilsiter Käse, nach dem Originalrezept von einem „echten" Tilsiter Käsemeister hergestellt, der sich in Schwarmstedt (Kreis Fallingbostel) angesiedelt hat.

Käsemeister Alfred Reiniger (54) setzt hier seit zehn Jahren die alte Tradition der „Tilsiter"-Herstellung fort. Seit 1920 arbeitete er in seiner ostpreußischen Heimat in diesem Fach, und heute gilt sein „Tilsiter" aus Schwarmstedt als der beste in der Bundesrepublik. Ein wenig unterscheidet sich der Schwarmstedter „Tilsiter" allerdings von seinem ostpreußischen Vorfahren.

In Ostpreußen ließ man den Käse drei Monate reifen, um einen besonders kräftigen Geschmack zu erzielen. Inzwischen hat sich der Verbrauchergeschmack geändert: Der Käufer in Norddeutschland bevorzugt jetzt einen „milden" Tilsiter, der nur etwa sechs Wochen in der Reifekammer zu liegen braucht. In Süddeutschland wird dagegen nach wie vor der „schärfere" Käse geschätzt.



## Wir gratulieren!

**88. Geburtstag**

Rentner **Karl Paulokat**, ältester männlicher Einwohner der Gemeinde Ahnsbeck, Kreis Celle, am 11. Januar in körperlicher und geistiger Frische.

**85. Geburtstag**

Obergerichtsvollzieher i. R. **August Neubauer** aus Gerdauen, gebürtig aus Praßfeld, Kreis Gumbinnen, am 17. Januar in Diepholz, Lange Straße. Der Jubilar leitete in den Jahren 1939 bis 1945 als amtierender Bürgermeister die Geschicke seiner Heimatstadt Gerdauen.

**82. Geburtstag**

Wwe. **Minna Grunwald** aus Königsberg/Pr., Rippenstraße 25, am 12. Februar in Seesen a. H., Talstraße 57, bei bester Gesundheit.

**80. Geburtstag**

**Margarete Fromcke** geb. Doebler aus Königsberg/Pr., Tragheimer Pulverstraße 18/19, am 7. Februar in Landshut/Bayern, Troppauer Str. 31, wo die Jubilarin bei ihrer Tochter Else Schmidtke und deren Familie ihren Lebensabend verbringt.

Textilkaufmann **Paul Engelke** aus Hohenstein/Ostpr. am 2. Februar in Weilheil/Teck, Bahnhofstraße 15. Der Jubilar hatte bis zur Flucht 1945 in Hohenstein ein Textilgeschäft.

**79. Geburtstag**

**Charlotte Schmilewski**, Spätaussiedlerin aus Paterschobensee, Kreis Ortelsburg, am 5. Februar in Seesen a. H., Lange Straße 29.

**78. Geburtstag**

**Elfriede Wabbels** geb. Schiemann aus Königsberg/Pr., Zeppelinstraße 9, am 11. Februar in Königsstein i. T., Oehlmühlweg 25, wo die Jubilarin bei ihrer Tochter Lisa lebt.

**Februar-Geburtstagskinder in Flensburg**

**Maria Scheffel** aus Königsberg am 1. 2. **84 Jahre** alt, wohnhaft Kloster „Heiliger Geist".

**Marie Graw** aus Wormditt am 10. 2. **83 Jahre** alt, wohnhaft Blücherlager B 7.

**Wilhelmine Grahl** aus Königsberg am 12. 2. 87 Jahre alt, wohnhaft Rote Straße 24.

**Emilie Hildebrandt** aus Königsberg am 20. 2. 84 Jahre alt, wohnhaft Ulmenallee 11.

**Erna Götz** aus Danzig-Langfuhr am 21. 2. 70 Jahre alt, wohnhaft Mühlenholz 49.

**Christine Döring** aus Elbing am 19. 2 86 Jahre alt, wohnhaft Mühlenholz 25.

**UGertrud Schulz** aus Königsberg am 20. 2. 84 Jahre alt, am Lachsbach 10.

**Das Heimatblatt der Ost- und Westpreußen, die „Ostpreußen-Warte", gratuliert allen Jubilaren von Herzen und wünscht recht viel Glück und auch weiterhin beste Gesundheit.**

## Turnerfamilie Ostpreußen-Danzig-Westpreußen

**Anschrift:** Wilhelm Alm (23) Oldenburg (Oldb) Gotenstraße 33

**Der Aufruf des Kuratoriums** Unteilbares Deutschland „Macht das Tor auf" ist durch einen Appell des Vorsitzenden des Deutschen Turnerbundes allen Turnern und Turnerinnen noch besonders nahegebracht worden. Wir alle sind damit angesprochen. Als Heimatvertriebene liegt es uns ganz besonders am Herzen, die Freizügigkeit wiederzuerlangen und die Verbindung zu unsern Schwestern und Brüdern jenseits der Trennungslinie bis nach unserer angestammten Heimat hin nicht abreißen zu lassen. Haltet den Briefverkehr mit den Freunden drüben aufrecht und knüpft, soviel als möglich neue Fäden. Auf Wunsch stelle ich Euch Anschriften hierfür zu. Als Turner wollen wir in vorderster Linie für die Wiedervereinigung in Frieden und Freiheit mitwirken!

Allen im Februar Geborenen herzliche Geburtstagsglückwünsche! Der vollen Zehner und der Ältesten sei besonders gedacht. Es werden **40 Jahre alt:** am 2. 2. **Hans Plumpe** (TuF Danzig), am 6. 2. **Hans-Werner Mertinat** (Lyck); **50 Jahre:** am 17. 2. **Willy Kujawski** (Tgm Danzig), am 22. 2. **Charlotte Tischer-Troyke** (Zoppot); **70 Jahre:** am 16. 2. **Charlotte Freitag-Preuß** (KTC Königsberg); **81 Jahre:** am 1. 2. **Adolf Saßermann** (Marienburg/Marienwerder).

**Turnschwester Elisabeth Schmidt KMTV 1842** ist über die vielen Glückwünsche zu ihrem 80. Geburtstag tief gerührt, kann aber unmöglich jedem persönlich antworten. Sie hat durch eine Anzeige ihren Dank ausgesprochen und läßt auch durch mich hiermit allen herzlichst danken.

**Wer kennt die neuen Anschriften** der unbekannt verzogenen Turnbrüder und Turnschwestern: Karl Baering (Allenstein), Ilse Becker (Tgm Danzig), Friedel Bendorf (Gumbinnen), Willy Berk (Elbing), Otto Bialke (Tgm Danzig), Resi Breitenbach (Insterburg), Lita Broszeit (Pillau), Hilde Buchmann (Lyck), Eva Derfert (FrTV Danzig), Dankmara Derichs (FrTV Königsberg), Emil Ecker (Zoppot), Hedwig Eitner (KTC Königsberg), Herta Fischer (FrTV Danzig), Charl. Fratz (Elbing), Heinz Friedrich (KTC Kbg.), Herbert Gajek (TuF Danzig), Heinz Galilea (Treuburg), Klaus Dieter Geerdts (Zoppot), Paul Gehrmann (Lyck), Helmut Glashagen (TuF Danzig), Paul Grutteck (Heinrichswalde), Walter Gustmann (Treuburg), B. Just (KTC Kbg.), Mia Kirstein (Treuburg), Willi Koslowski (Treuburg), Fanny Krüger (Zoppot), Hannelore Krüger (Zoppot), Doris Kunz (KTC Kbg.), Ingrid Lessiew (FrTV Danzig), Siglinde Lewald (KTC Kbg.), Werner Löffler (Pillau), Helga Ludewig (Lyck).

Erbitte Nachricht.

**Onkel Wilhelm**






(66)

Liebe ostpreißische Landsleite!

Wie ich mir kirzlich in unsere friehere Verwandtschaft umkickd, da fiel mir der Johann Koschorrek ein. Er war all e alter Mann, wie ich noch inne Schul ging, denn er hadd 64, 66 und 70/71 mitgemacht und es bis zum Scherschant gebracht. Denn zwischendurch war er gar nich erst zu Haus gegangen, sondern gleich dagebliében. Er hädd also kaptuliert, wie es damals genannt wurd.

Nu war er aber e bißche geistig unterernährt und machd sich Sorgen, wo er zuletzt mit seinem Zwölfender-Schein unterkommen solld. Da wurd e Stell als Hoflakai bei die Königin ausgeschrieben, wo es nich so doll aufem Geist ankam, sondern auf gute Fiehrung, auf e große, stattliche Figur und auf e scheenem, schwarzem Schnurr- und Backenbart. Mitte Fiehrung und mitte Figur ging es, denn er war bald eins achtzig groß, e scheenem Bart hädd er auch, bloß der war nich schwarz genug, sondern schimmerd anne Enden e bißche blond, und dadran konnd emmend vleicht de ganze Bewerbung schief gehen. Deswegen erbot sich einer von die Resärwe-Unteroffiziere, ihm zu färben, indem daß er als Droschist das gut verstand, sagd er. Und der Johann ließ sich auch dadrauf ein, kriegd allerhand Schemikaljen aufgeschrieben, wo er einkaufen missd, und einem Sonnabend nachmittag ging denn los.

Aufem Kasernenhof, wo sich bald das ganze Bataljohn versammelt hädd, kriegd er e Schemel unterm Dups geschoben, e Bettlaken als Frisiermantel umgehongen, und denn nahm ihm der Droschist vor. Erst wurd der Bart mit heiße Seifenlaug gewaschen und mit eine Säure eingerieben, bis er rötlich-gelblich war. Denn wurd e Pulver in heißes Wasser aufgelöst, und der Bart mit diese Lösung so lang gebirst, bis er blau war. Nich der Johann, wo in die heiße Sonn schwitzen tat wie e Aff, sondern der Bart!

„Das is de Grundfarb", meind der Droschist, „und nu kann ich erst richtig anfangen. Denn hat er sich noch ziemlich zwei Stunden abmarachelt und nich Ruh gelassen, bis der Bart zuletzt tatsächlich tiefschwarz war. Aber er blänkerd wie e Lackstiefel, daß der Joahnn sich nich untre Menschen sehen lassen konnd.

„Bis morgen frieh is der Glanz weg", sagd der Droschist, und der Joahnn freid sich, daß ihm die scharfe Säure bloß an vier Stellen das Gesicht verbrannt hädd. Der Glanz war auch weg, aber von die scheene, schwarze Farb war Sonntag morgen auch nuscht mehr zu sehen, sondern der Bart sah aus wie e Tuschkasten, rötlich-blau mit gelbe Kleckse und grau-griene Streimels, daß er hädd konnt als August im Zirkus gehen. Der Droschist kriegd von ihm links und rechts fiere Freß, und der scheene Bart mussd runter, und ohne den konnd er natierlich nich mehr keeniglicher Hoflakai werden. So war sein Traum aus, in die heehere Gesellschaftsschichten aufzusteigen, er blieb mit beide Fieße aufe Erd und war dankbar und zufrieden, daß se ihm wegen hervorragende Fiehrung und gewissenhafte Pflichterfillung e Posten als Hilfsschrankenwärter bei die Deutsche Reichsbahn gaben, wo er in die Gegend von Kobbelbude fimfunddreißig Jahre treu und fleißig de Schranken rauf- und runterkurbeln tat, wenn e Zug kam. Denn haben se ihm pengsjoniert, und er mußd mit seine Frau — iebrigens auch e geborene Kroppatsch, wie unser Weihnachts-Loschierbesuch Amanda — de Dienstwohnung räumen, weil sein Nachfolger all dadrauf lauern tat.

Bloß wohin nu mittem Johann, wo am liebsten inne Sielen sterben wolld, denn ohne Eisenbahn konnd er nich mehr leben, und wenn er auch pängsjoniert war, er fiehld sich weiter verantwortlich fier die Schranken, wo er so viele Jahre gekurbelt hädd. Da fand de Bahn e gutem Ausweg, indem daß se ihm fier billiges Geld und auf Raten e ausrangschiertem Dritterklasse-Wagen verkaufd, e paar Geleise und zwei Prellböcke. Denn kriegd er noch e Stickche Land vonne Bahn, wo er die Schienen festmachen und dem Wagen raufstellen konnd. Und wie er ihm denn hibsch als Wohnung eingericht hädd und durchem Fenster tagieber de Schranken kontrollieren konnd, wenn e Zug kam, war er der glicklichste Mensch unter Sonn.

Da kam mit eins der Herr Reichsbahnrat, wo ihm dem Waggon verkauft hädd, de Statzjohn rewendieren, und wie er heerd, daß der alte Koschorrek noch am Leben war, beschloß er, ihm zu besuchen. Er fuhr mit seinem Auto bis an dem Eisenbahnwagen ran, wo der Johann wohnd. Es regend, was vom Himmel kommen konnd, aber der Johann ging, das Pfeifche im Maul, stolz vor seinem Eigenheim auf und ab.

„Nanu, Herr Koschorrek", meind der Herr Rat, „schimpft vleicht de Muttche, wenn Sie ihr de Gardienen verreichern?" „Das gerad nich", sagd der Johann, „aber der Herr Rat werden entschuldigen, ich hab nich aufgepaßt, wie ich dem Wagen kaufd, sonst hadd ich mißd sehen, daß es einer mit lauter Nichtraucherabteile is." Das ist ein Pflichtgefühl, wie man es nur selten findet, dachd der Herr Rat und nahm sich vor, dem Johann im nächsten Jahr wieder zu besuchen.

Und er kam auch wirklich und fuhr mittem Statzjohnsvorsteher bis hin. Koschorrek hin. Diesmal regend es nich, sondern de Sonnche knalld vom Himmel runter die Leite aufem Pelz, daß se man knapp noch pusten konnden. Und da sieht er mit eins, daß dem Johann sein Wagen immer hin- und herfährt, von einem Prellbock bis zum andern, und wieder zurick. „Was mag da los sein?" fragt er, aber der Statzjohnsvorsteher kann ihm das auch nich erklären. Wie se dichter rankommen, sehen se, daß der Johann dem Wagen schiebt. Er stehnt und jappst und wischt sich dem Schwitz mittem Ärmel vonne Stirn.

„Aber mein lieber Herr Koschorrek", sagt der Herr Reichsbahnrat, wie er außes Auto hoppst, „was plagt Sie bloß, in dieser Hitze den Wagen hin- und herzuschieben?" „Ja, Herr Rat", meint der Johann, „das mach ich jedem Tag einmal. Meine Altsche sitzt aufem Abort, und das werden der Herr Rat doch auch wissen, daß de Benutzung des Abortes während des Aufenthaltes auf eine Statzjohn nich gestattet is. Das Wichtigste bei die Bahn sind immer die Vorschriften!"

Da dreht sich der Herr Bahnrat zum Statzjohnsvorsteher um: „Mein lieber Herr Jessat, nehmen Sie sich an unserm braven Koschorrek ein Beispiel, sonst werden Sie niemals einen größeren Bahnhof bekommen. Ein derartiges Pflichtbewußtsein sollten sich alle unteren Beamten zu eigen machen."

Der alte Johann lebd noch e paar Jahre, denn starb er an einem beesartigen Geschwulst, wo se zuerst fier e gutmietigem gehalten hädden, aber ich denk immer gern an ihm zurick, denn er war wirklich e guter Mensch. Auch kollegial fiehl ich mir mit ihm verbunden, wenn er auch bloß bei die Bahn war und nich bei die Post. Aber wie vor e paar Wochen so richtig stiemd, daß einer nich Hand vor Augen sehen konnd, war ich doch froh, daß ich nich in die Tasch umhängen und viele Kilometer durchem tiefen Schnee latschen mußd wegen die Briefe und die Zeitungen, wo de Leite dadrauf lauern tun. De Post muß ebend bei jedem Wetter raus. Und wenn de Bahn stecken bleibt, denn muß auch gut sein. De Post bleibt nich stecken, denn e richtiger Landbriefträger kommt ieberall durch.

Herzliche Grieße Ihr alter

Ernst Trostmann

**Landbriefträger a. D.**

# AUS DEN LANDSMANNSCHAFTEN

## Itzehoe

„Man spricht am Jahreswechsel gern von kommenden Entscheidungen. Aber dieses Mal ist es keine leere Phrase: „Wenn nicht alle Anzeichen trügen, wird 1959 das Jahr der Entscheidung über Deutschland sein.“ Diese Feststellungen standen im Mittelpunkt des Berichts zur heimatpolitischen Lage, den der 1. Vorsitzende, Schulrat i. R. Grohnert, in der letzten Sitzung des erweiterten Vorstandes der Landsmannschaft Ost- und Westpreußen erstattete. Weiter führte Grohnert aus: „Der Preis für die Wiedervereinigung ist heute höher als vor sechs Jahren, als Moskau seine berühmte Deutschlandnote schickte, aber noch ist dieser Preis nicht unerschwinglich. Mit Interesse verfolgen wir die sich anbahnende Fühlungnahme der Sowjetunion mit den Vereinigten Staaten. Wir können und wollen dieser Entwicklung nicht vorgreifen, doch scheint es so, als ob eine Annäherung, wenn überhaupt, auf Kosten Deutschlands erfolgt.“

Auch der 2. Vorsitzende, Dr. Bahr, nahm zu diesem Problem Stellung und betonte, daß man sich hüten solle, bei der Festlegung der deutschen Grenzen bei der Wiedervereinigung wieder ein Pulverfaß in unser Haus einzubauen und damit den Frieden weiterhin zu gefährden.

Bei dieser bedeutungsvollen Sitzung konnten auch der Vorsitzende des BvD-Kreisverbandes Rüge und Vertreter der DJO als Gäste begrüßt werden.

**Die nächsten Termine:**

Am 21. Feber findet in Itzehoe der traditionelle „Pillkaller Jahrmarkt“ statt. Die Vorbereitungen für diesen bunten Abend sind bereits angelaufen und, wie in den Vorjahren, werden viele Überraschungen die Gäste erfreuen. Schon heute sei verraten, daß das Pillkaller Standesamt in Baumanns Gesellschaftshaus für Eheschließungen auf Probe oder für einige Stunden zur Verfügung stehen wird.

Am 15. März findet im Stadttheater eine öffentliche Feierstunde anläßlich des zehnjährigen Bestehens der Ortsvereinigung Itzehoe der Landsmannschaft Ost- und Westpreußen statt. Die Festrede wird MdB Reinhold Rehs-Kiel, früher Rechtsanwalt in Königsberg, halten.

Die Jahreshauptversammlung findet am 18. März in Baumanns Gesellschaftshaus statt. Einzelheiten werden noch bekanntgegeben.

## Delmenhorst

Vor kurzem veranstaltete die Mittelschule an der Holbeinstraße eine „Ostdeutsche Woche“, an deren Ausgestaltung das Lehrerkollegium, der Instrumentalkreis der Schule und ihrer Freunde, Schulchor und Klassenchöre und Sprecher aus verschiedenen Klassen beteiligt waren. Außerdem wurden den Kindern mehrere Filme über Ostpreußen und Schlesien gezeigt.

Jeder Tag der Woche war einer ostdeutschen Landschaft oder einem besonderen Vorhaben gewidmet. Die Darbietungen wurden täglich zur gleichen Zeit über die moderne Rundspruchanlage der Schule, teils direkt, teils vom Band aus, an alle Klassen gesendet. Eine Großveranstaltung war wegen der zur Zeit noch fehlenden Aula nicht möglich.

Eingangs der „Ostdeutschen Woche“ sprach der Rektor der Schule Dr. Losch über „Die kulturelle und wirtschaftliche Bedeutung der deutschen Ostgebiete“. Eine wohlausgewogene Schlesien-Sendung hatte die aus dieser Provinz stammende Mittelschullehrerin Frau Bierhals arrangiert. Eine Reise durch Pommern unternahm mit einem geschliffenen Vortrag der dort aufgewachsene Konrektor der Schule Kiesow. Ost- und Westpreußen wurden in einer von Mittelschullehrer Hübsch vielseitig zusammengestellten Sendung lebendig. Den Beschluß machten zwei Lesungen Dr. Loschs, die einmal ostpreußisches Platt und zum anderen eigene Nehrungsgedichte unter dem Titel „Land zwischen Haff und Meer“ brachten.

In den Sendungen kamen gleicherweise Humor und Ernst, Landschaft und Volkstum in Wort und Musik zum Vortrag und Klingen. Die musikalische Gesamtleitung besorgte Mittelschullehrer Pfaffenreiter, und Mittelschullehrerin Fräulein Treptow hatte die Klassenchöre einstudiert. Die technischen Voraussetzungen für die Sendungen und Filmvorführungen schufen die Mittelschullehrer Pfaffenreiter, Prunzel und Scholz. Mittelschullehrer Behnke entwarf für den Treppenflur der Schule große Wappen der ostdeutschen Provinzen.

Die „Ostdeutsche Woche“ der Mittelschule an der Holbeinstraße fand über den Schulbereich hinaus einen erfreulichen und anerkennenden Widerhall. Das bewiesen Besuche des Schulrats Lauw und der Vertreter ostdeutscher Vertriebenenverbände. Vor allem aber nahm die Presse in mehreren Wort- und Bildberichten regen Anteil an den Veranstaltungen, die der Schulgemeinde den deutschen Osten erneut lebendig werden ließen.

## Lübbecke

Der erste Heimatabend im neuen Jahr der Ortsgruppe der LO fand am 8. Jänner statt, die der Vorsitzende, Lm. Hardt, mit einer Neujahrsansprache eröffnete. Berichte über das abgelaufene Jahr schlossen sich an. Den Ausklang des Abends bildete eine Lesung von Frau Goerke mit heimatlichen Humoresken.

## Espelkamp

Die ostpreußischen Landsmannschaften des Kreisgebietes fanden sich am 24. Jänner zu einer großen Kundgebung in der Flüchtlingsstadt Espelkamp-Mittwald zusammen. Die eindrucksvolle Festansprache hielt Rektor a. D. Hardt-Lübbecke; sie wurde durch Rezitationen der Lübbecker Jugendgruppe umrahmt. Lm. Hardt betonte besonders die Bedeutung der Jugendarbeit in seiner Rede. Zur deutschen Frage im Ausland sprach Schriftsteller Otto Pertz.

## Hannover

**Landsmannschaft Ostpreußen:** Die diesjährige Generalversammlung der Gruppe Hannover findet am 11. März, 20 Uhr, in der Gaststätte „Schloßwende“ statt.

**Heimatgruppe Königsberg:** Am 28. Februar großes Winterfest mit Variete, Tanz und Tombola in den „Casino-Sälen“, Kurt-Schumacher-Straße. Beginn 20 Uhr.

## Seesen

Die Landsmannschaft der Ost- und Westpreußen bestätigte in der Jahreshauptversammlung am 10. Jänner einstimmig den bisherigen Vorstand. Vors. Schulrat a. D. Papendick, Kultur Frau Donnermann, Kassier Bruno Scharmach, Sozialreferat Max Wilbudies. Neu wurden in den Vorstand berufen: Frau Steinhoff (Westpreußenvertr.), Lm. Luszick (Heimatpolitik) und Lm. Budzinski (Bild- u. Filmwart). Gleichberechtigte stellvertretende Vorsitzende sind Lm. Scharmach und Luxzick. Nach Berichten und sozialrechtlichen Referaten leitete Frau Lina Fahlke als Interpretin ostpreußischer Humoristen zum geselligen Ausklang über.

Die Fastnachtsfeier findet am 7. Feber nach heimatlichem Brauch in Form eines Bunten Abends statt.

## Frankfurt/M.

Wir bitten alle in Frankfurt lebenden Landsleute, sich die folgenden Termine zu notieren.

7. Februar: Traditionelles Winterfest im Kasinosaal des Sozialbaues der Stadt Frankfurt, Alte Mainzer Gasse 4. Beginn 20 Uhr. Es spielt das bekannte Tanz- und Unterhaltungsorchester des Frankfurter Zoo Willi Brucker. Es wird gebeten, auch Gäste mitzubringen.

17. Februar: Herrenabend im Lokal „Zum Heidelberger“, Bockenheimer Landstraße 140. Beginn 20 Uhr. Lm. Drzelski wird einen Lichtbildervortrag über das Oberland und Masuren halten.

9 März: Zusammenkunft der Damen im Gesellschaftshaus „Finkenhof“, Finkenhofstraße 17. Zu erreichen mit Linie 12, Haltestelle Eschenheimer Turm oder mit Linie 8 und 23, Haltestelle Grüneburgweg.

## Hof

Im Mittelpunkt der Monatsversammlung der Landsmannschaft der Ost- und Westpreußen im „Blauen Stern“ stand ein Vortrag mit Lichtbildern, gehalten von Studienrat Rolf Burchard über das Thema „Lovis Corinth — Leben und Werk“. Der Vortragende schilderte anschaulich und für jeden leicht verständlich den Werdegang des in Tapiau (Ostpreußen) geborenen genialen Künstlers, dessen Schaffen im Porträt und in der modernen Landschaftsmalerei zu dem Kostbarsten überhaupt zählt. Herzlicher Beifall dankte ihm.

Der erste Vorsitzende, Studienrat Paul Bergner, konnte eingangs der Versammlung auch neue Mitglieder begrüßen und dankte für die Mitarbeit und Treue im abgelaufenen Jahr. Die nächste Monatsversammlung wird am 7. Februar als Kappenabend abgehalten.

In einer Rückschau führte der Vorsitzende aus, daß sich für die meisten der Tag der Austreibung zum vierzehnten Male jähre. Der Wunsch der Austreiber, durch die Massen der Entwurzelten den Sprengstoff für einen Umsturz zu liefern, habe sich nicht erfüllt. Vielmehr habe sich ein einzigartiger Aufbruch zum Wiederaufbau vollzogen. „Dazu haben wir alle mit unserer Kraft beigetragen“, sagte der Vorsitzende. Das wichtigste sei aber noch nicht erreicht worden: die Wiedervereinigung unseres dreigeteilten Vaterlandes. Mit einem leidenschaftlichen Appell, die Liebe zur Heimat zu pflegen und daß jeder an seiner Stelle für die Ziele der Landsmannschaft mitarbeite, schloß der Vorsitzende.

## Ludwigsburg

Unter dem Motto „Für DM 110,— eine ganze Woche an der blauen Adria“ veranstalten die Heimatvertriebenen vom 20. bis 27. Juni 1959 eine Italienfahrt. Die Reiseroute führt von Ludwigsburg über Stuttgart, Ulm, Augsburg, Landsberg, Schongau, Garmisch, Mittenwald (an allen genannten Orten Zusteigemöglichkeit), Innsbruck, Brenner, Cortina d'Ampezzo, Misurina, Udine, Grado. Von Grado aus wird ein Tagesausflug nach Venedig mit einer Fahrt am Canal Grande gestartet.

Fahrt einschl. 7 Tage Vollpension in der Pension „Camuffo“ in Grado, direkt am Meer gelegen, kosten je Person nur DM 110,—. Anmeldungen rechtzeitig erbeten an: Karl Thomann, Groß-Bottwar, Kreis Ludwigsburg.

## Heimatkreis Rößel

In letzter Zeit wurden uns wiederum zahlreiche Ansichtskarten zur Verfügung gestellt, so daß wir weitere Reproduktionen herstellen lassen konnten. Außer den bereits früher an dieser Stelle genannten Motiven sind jetzt lieferbar:

**Bischofsburg:** Marktseite Zywina, Neuer Stadtteil (mit Ofenfabrik Huhn), Partie am Wasserturm, Bahnhof, Evgl. Kirche, Turn- und Sportverein 1883 im Jahre 1933 (Vorsitzender Kreisbaumeister Carl Frank), Städtische Oberschule.

**Bischofstein:** Rößeler Straße, St. Michael, Pfarrkirche mit Kirchenstraße (Winteraufnahme).

**Rößel:** Marktseite Marx/Hoppe, Gymnasialstraße mit Burg, Ev. Schule, Grundpartie, Hochaltar der Pfarrkirche, Inneres der Ev. Kirche, Burg mit dem zur Kirche umgebauten Südflügel, Burg (Luftaufnahme), Gymnasialkirche mit einem Teil des Gymnasiums.

**Seeburg:** Abstimmung 1920 (Seeburg im Festschmuck), Hochaltar der Pfarrkirche, Andenken an die Volksmission 1928, Heldendenkmal (Großaufnahme).

**Dörfer:**

**Waldensee:** Kapelle, Altar der Kapelle, Schule.

**Glockstein:** Schule, Kirche.

**Gr. Bößau:** Kirche, Blick auf das Dorf.

**Sturmhübel:** Kirche.

**Bredinken:** Schule, Gasthaus, Kapelle auf 1 Karte.

**Teistimmen:** Teistimmer See, Gasthaus und Schule auf 1 Karte.

Für Interessenten: **Allenstein:** Blick auf das Schloß und die Garnisonkirche.

Alle Aufnahmen in Postkartengröße erhältlich. Auf Wunsch **Vergrößerungen** lieferbar (18×24, 13×18). Bestellungen und **Anfragen** nur an Lehrer Erwin **Poschmann, Kisdorf**/Holst. über Ulzburg.

*

## ES STARBEN FERN DER HEIMAT

Postinspektor i. R **Rudolf Claaßen** aus Marienburg/Westpr. im Alter von 90 Jahren in Eystrup.

Lehrer i. R. **Eduard Hammler** aus Marienwerder im Alter von 86 Jahren am 4. Januar in Bispingen.

Wwe. **Elisabeth Oberpichler** geb. Mittner aus Tilsit im Alter von 86 Jahren am 4. Januar in Oldenburg i. O.

**Wilhelmine Reinhardt** geb. Sokat aus Tilsit im Alter von 76 Jahren am 17. Januar in Oldenburg i. O.

**Elfriede Stank** geb. Nogatzki aus Fuchsberg, Krei Königsberg/Pr., im Alter von 70 Jahren am 10. Januar in Estorf/Weser.

**Möge unseren lieben Toten die fremde Erde leicht sein!**

---

Am 9. Januar 1959 verstarb nach schwerer Krankheit im 84. Lebensjahr zu Fürstenwalde (Spree) unser lieber Turnbruder

**Max Tribukait**

Am 21. August 1894 trat er zu Königsberg in den KMTV 1842 ein, wurde bald in die Vorturnerschaft aufgenommen und bewährte sich in stillem, freudigem Einsatz überall, wo es galt, zuzupacken. Sein Beruf führte ihn schon vor Jahrzehnten nach Berlin. Er blieb aber der Unsrige und hielt dem Verein bis zum Tode die Treue.

In den Herzen aller KMTVer und in den Annalen des Vereins wird ihm für alle Zeiten ein ehrendes Andenken bewahrt bleiben.

Königsberger Männer-Turn-Verein von 1842
Wilhelm Alm

---

**Allen lieben Freunden und Bekannten**

vor allem den Turnschwestern und Turnbrüdern vom Königsberger Männer-Turn-Verein von 1842 sage ich auf diesem Wege meinen herzlichsten Dank für die Fülle der Glückwünsche zu meinem 80. Geburtstag am 14. Dezember 1958. Mir fehlt schlechthin die Kraft, jedem einzeln und so persönlich zu antworten, wie es die lieben Worte in den vielen Briefen und Telegrammen, wie es die begleitenden Blumen und Angebinde erforderten. Neben der persönlichen Beglückung empfand ich immer und immer wieder das hohe Maß an Verehrung und Liebe, das die Turnerschar heute noch meinem am 22. 4. 1950 verstorbenen Gatten **Georg Schmidt** in Ansehung seiner unermüdlichen Arbeit für „seinen“ KMTV entgegenbringt. Die guten Wünsche aller Gratulanten erwidere ich auf das herzlichste mit besten Grüßen.

**Elisabeth Schmidt**
geb. Raudies
(früher Königsberg/Pr.)



VI 281/58

**Öffentliche Aufforderung**

Am 4. Dezember 1953 ist in Bremen die zuletzt in Neuenkirchen (Unterweser) wohnhaft gewesene ledige

**Auguste Brosowski,**

geboren am 1. 12. 1881 in Treuburg (Westpreußen) als Tochter der Eheleute August Brosowski und Frau Auguste (Juste) verw. Segatz geb. Lukaschewski, gestorben.

Die eventuell vorhandenen Abkömmlinge der Erblasserin, insbesondere deren angeblicher Sohn Hans Brosowski, zuletzt wohnhaft in Königsberg (Pr.), werden aufgefordert, sich bei dem unterzeichneten Gericht bis zum 1. April 1959 zu melden, da andernfalls ihre Erbrechte in dem hier beantragten Erbscheinsverfahren nicht mehr berücksichtigt werden.

Alle Personen, die über die Verwandtschaftsverhältnisse der Erblasserin, insbesondere über deren genannten Sohn und seiner eventuellen Ehefrau und Kinder, Angaben machen können, werden gebeten sich bei dem unterzeichneten Amtsgericht zu melden.

**Amtsgericht Osterholz-Scharmbeck**
den 8. Dezember 1958.

## SUCHDIENST

**Gesucht wird:**

Frl. **Ella Kislat**, geb. 1896, früher wohnhaft in Königsberg (Pr.), Artilleriestraße, von Fr. Frieda Pfaff, Celle/Hann., Mauernstraße 52. Zweckdienliche Mitteilungen erbeten.